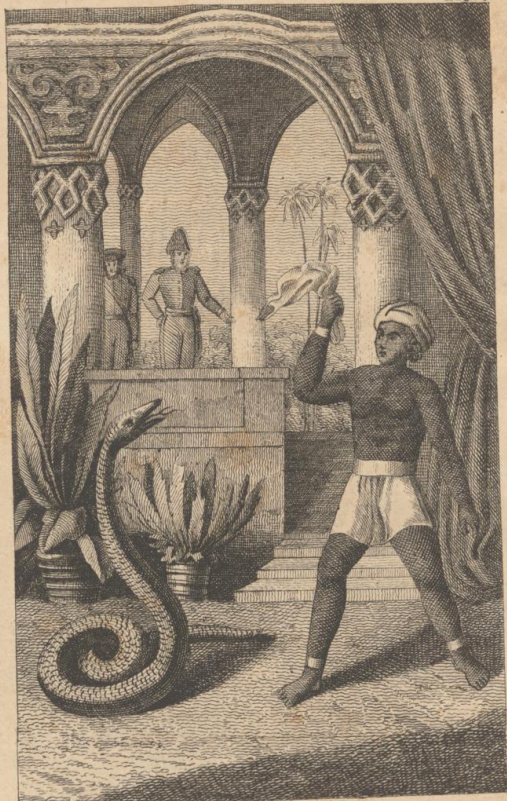
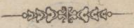


LE



W. Medley del. & sculp.

Die fleißige Biene.



Bringt das Neueste und Interessanteste aus der
Natur-, Länder- und Völkerkunde.

Ein
unterhaltend - belehrendes Lesebuch für Jung und Alt.

Mitgetheilt

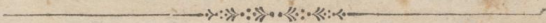
von

J. J. Volt,

Herausgeber der Jugendschriften: Goldkörner, Goldblätter, Goldperlen,
Blumen und Früchte, des Weibchenstraußes, der Moral des Lebens aus
der Fabelwelt u. a. m.

Erstes Bändchen.

(Für die Jugend auch ein lehrreiches Neujahrs-, Namens-
tags- und Prüfungsgeschenk.)



Prag.

Verlag von Silber & Schenk.

A-368326/1-2

Die Reichliche



Münch. des. Handl. 1800
Hann. - Copier. und. Vollenh.

Universitätsbibliothek Bonn

1800

Universitätsbibliothek Bonn

1800

Universitätsbibliothek Bonn

1800

DS-2021-3779

V o r w o r t.

Die Kenntnißnahme von den neuesten Verhältnissen in dem Natur- und Menschenleben der verschiedenen Erdstriche ist gewiß für Jedermann eine interessante Neuigkeit, und gewährt zugleich eine angenehme Unterhaltungslektüre. Man ersieht aus derselben, wie weit die Natur oder die Menschen zur möglichen Vollkommenheit fortgeschritten, oder hie und da leider in der Cultur und Einsicht von dem zu erreichenden zweckmäßigsten Lebensgange abgewichen, theils still gestanden, oder gar zurück gegangen sind.

Die verschiedenen Sitten, Gebräuche und Lebensansichten der Völker geben besonders vielen Stoff zu Vergleichen und zur Nachahmung oder Abwendung derselben.

Dieses Werkchen enthält das Bemerkens-
werthe aus dem angezeigten Bereiche, in kur-
zen Darstellungen dem Zwecke desselben ge-
mäß, und mit Vermeidung aller entbehrlichen
Weitläufigkeiten; wird daher Jung und Alt
eine angenehme Lektüre gewähren und sich
auch in Gesellschaftskreisen zu Mittheilungen
als geeignet erweisen.

Prag, 1852.

J. J. Volt.

I.

Die Macht der Gewohnheit versöhnt die Menschen mit den seltsamsten Sitten. Viele Regier in Sennaar drücken sich bei der Bewillkommung einfach die Hände, ein Stamm aber, der ziemlich hoch am weißen Nil wohnt, und Bari genannt wird, drückt seine Gefühle auf eine ganz andere Art aus. Der Franzose d'Arnaud lud einmal den Melek (Oberhaupt) dieses Stammes zu sich auf das Schiff, und da er von seinen Reisegefährten im Voraus über die herrschende Befcomplimentirungssitte dieser Nation unterrichtet war, erstaunte er nicht, als der Melek ihm ins Gesicht spuckte, aber von diesem sonderbaren Beweis der Hochachtung nicht sehr erbaut, entsagte d'Arnaud für die Zukunft den Vorrang in der Expedition, und erklärte, er sei ein kleiner unbedeutender Mann, der vornehmste sei aber der Türke, der ihn in der Eigen-

schaft als Militärbefehlshaber begleite. — Indes sammelten sich viele Neger, der Türke kam hervor und die seltsame Scene erneuerte sich. Die Neger spuckten dem Effendi, der einen solchen Empfang keineswegs erwartet hat, gerade auf den Mund, worüber der Türke wüthend wurde und nach seinem Säbel griff. Man beeilte sich aber ihm zu erklären, daß diese volksthümliche Sitte das Zeichen einer besonderen Hochachtung, und die Aeußerung der Liebe und Freundschaft sei, und der geehrte Türke, der die Freundschaft mit den Negern zu erhalten suchte, unterwarf sich großmüthig dem offenen Ausspucken seiner Person, und spuckte dann auch seiner Seits, so viel er konnte, an, aus Furcht, minder höflich und liebenswürdig zu erscheinen als seine werthen Gäste.

II.

Auf der Insel Borneo hält sich in den Häusern eine kleine, fingerlange Eidechse auf, welche nicht nur gefährlich, sondern sehr nützlich ist, da sie beständig an den Wänden sich aufhält und so wie sie Fliegen, Mücken oder Spinnen gewahr wird, mit außerordentlicher Schnelligkeit auf sie

zueilt, und selbe mit bewunderungswürdiger Fertigkeit wegfängt. In den Häusern der angesehensten Europäer sieht man diese flinken Thierchen ebenfalls ungestört an den Wänden hin- und herrennen, als in den Hütten der ärmsten Inselbewohner. Wenn man sie nur leise mit einer Gerte auf den Schwanz schlägt, so bricht derselbe, ohne die Eidechse im mindesten zu hindern; durch diese Zerbrechlichkeit sieht man ebenso viele schwanzlose oder halbgeschwänzte als unbeschädigte. Sie legen ihre runden, niedlichen, weißen Eierchen, von denen zweie je aneinander sitzen, häufig unter die Dächer; so wie sie auskommen, fallen sie nicht selten von ihrer Höhe auf den Boden herab und in zwei Stücke. Der Vordertheil läuft ebenso schnell wieder die Wand hinauf, als fehlte ihm nichts, und als hätte nie ein Schwanz daran gefressen, während dieser sich auf der Erde noch eine Zeit lang hin und her bewegt und krümmt. — Wegen der Nützlichkeit dieser Eidechse, wird es den erst aus Europa kommenden Soldaten gleich verboten, ihnen das geringste Leid zuzufügen, unter dem Vorwande, daß sie auf die schlafenden Menschen acht geben und sie aufwecken, wenn sie die Annäherung einer giftigen Schlange bemerkten, in-

dem sie alsdann in das Gesicht springen, wodurch die Schlafenden, durch die eisige Kälte dieser Thierchen erschreckt, aus ihrem Schlafe erwachen müßten.

III.

Die Türken glauben an folgende Bestimmungen der Wochentage, als 1. Sonnabend: Ein für Propheten unglücklicher Tag, indem an diesem Tage sechs der größten von ihren Feinden überlistet worden sind; nämlich Iusuf, Balih, Noah, Jesus, Moses und Mohamed. — Tag der Ruhe, Fest der Juden. 2. Sonntag: Ist der Tag der Kultur und der Beginn jedes Baues; an diesem Tag sollen Gärten angeleget und Bäume gepflanzt werden, weil an diesem Tage die Erschaffung der Welt begann. Fest der Christen. — 3. Montag: Der Tag des Handels und Wandels, vor allen aber der Tag zum Reisen. Jethro unternahm an diesem Tage seine Handelsreisen; Gabriel stieg an diesem Tage aus dem Paradiese, um sowol Abraham als dem Propheten die Bücher göttlicher Offenbarung zu überbringen. Mohamed wanderte an diesem Tage von Meffa nach Medina aus, und ward an die-

sem Tage geboren und zu seinen Vätern versammelt. Abraham legte den Grundstein der Kaaba; Moses ging auf den Berg Sinai und Enoch fuhr gegen Himmel; an diesem Tage die Nägel abzuschneiden mehrt den Verstand; die sich auf Künste und Wissenschaften verlegen, werden schreiben, den Koran auswendig lernen, oder der Gemeinde als Imane (Priester) vorbegehen, und gelangen, wenn sie diesem Tage vorzüglich ihre Studien weihen, bald zur Meisterschaft. 4. Dienstag: Ist ein Tag des Blutes, weil das Volk die Kuh schlachtete, Kain den Abel erschlug, Georg und Zacharias gemartert wurden, und Pharao alle seine Weiber erschlug; deshalb ist dieser Tag vorzüglich gut zum Aderlassen und Schröpfen, aber nicht zum Nägelabschneiden (weil man sich leicht zu tief ins Fleisch und blutig schneidet). 5. Mittwoch: Der unglücklichste Tag der Woche; an diesem Tage gingen Nudsch (der Riese, welchem die Sündfluth bis an die Knöchel reichte), Pharao, Nimrod, Kora, das Volk Skalih's, Hud's, Loth's, der Stamm Oka und Themud zu Grunde. Das Beste, was man an diesem Tag thun kann, ist zu baden (zur Erinnerung vermuthlich des im rothen Meere ersäukten Pharao. 6. Donnerstag. Mo-

hamed sagt, dies sei der Tag, Geschäfte zu verhandeln und Nothdürfte zu erlangen, weil an diesem Tage alle Bitten und Gebete gewährt werden. Mohamed eroberte an diesem Tage Meffa; Moses ging nach Egypten; die Brüder Josephts standen vor demselben, der ihnen ihre Nothdurft gewährt. Jakob sah Benjamin und Josef wieder. Der mit Josef in den Kerker geworfene Schenke ward aus demselben erlöst. Abraham schenkte der Sara auf ihre Bitte den Hagar. Alles ist an diesem Tage gut, bis auf's Schröpfen und Aberlassen. 7. Freitag: Der Tag des Genusses und der Vermählung. An diesem Tage vermählte sich Adam mit Eva, Salomon mit Balakus, Josef mit Suleicha, Moses mit Wisora, Mohamed mit Chadische und Aische, Ali mit Fatima; auch ging Adam an diesem Tage voll Freude in das Paradies ein. —

Demnach soll man am Samstag bauen, am Montag reisen, am Dienstag Thiere schlachten, am Mittwoch Arznei nehmen, am Donnerstag von Großen und Mächtigen Nothdurft begehren, am Freitag sich vermählen.

IV.

Der Fremde, der eine spanische Familie besucht, fühlt sich von dem Empfange überrascht, der ihm zu Theil wird. Der Spanier ist mit den Orientalen von der privilegierten Rasse zu vergleichen, und nichts kann den Takt übertreffen, mit welchem alle Stände, besonders aber die Frauen, die Honneurs ihrer auch noch so ärmlichen Wohnungen machen. Die Spanierinnen stehen selten auf, um ihre Gäste zu bewillkommen, ein Ueberrest der alten orientalischen Sitte, auf dem Fußboden zu sitzen. Der Gast wird stets in das beste Zimmer geführt, wo man ihm den Ehrenplatz zur Rechten des Sophas anweist und den Hut abnimmt, den man mit großer Achtung, wie die Orientalen den Turban, behandelt. Wenn er sich entfernt, nimmt er Abschied mit den Worten: „Madame, ich lege mich Ihnen zu Füßen,“ worauf die dann erwidert: „Mein Herr, ich küsse Ihnen die Hand und wünsche Ihnen wohl zu leben.“ Ist es eine Dame, die den Besuch abstattet, so führt sie der Wirth bis zu ihrem Wagen, indem er ihre Hand nimmt, die er aber beileibe nicht drücken darf. Ein Kompliment über das gute Aussehen

oder die geschmackvolle Kleidung der Besuchenden wird jedoch nicht übel genommen. Beim Abschied bietet der Wirth dem Fremden sein Haus mit den Worten an: „Dieses Haus ist ganz zu Ihrer Verfügung.“ Wenn er dies nicht thut, da heißt es so viel, als daß er den Gast nie wieder zu sehen wünscht, und ist beinahe für eine Beleidigung zu achten.

V.

Die Japanesen lieben die Musik leidenschaftlich; sie geben ihr sogar einen himmlischen Ursprung. Nach einer Mythe zog sich die Göttin der Sonne, beleidigt über das Betragen einer ihrer Brüder, in eine Höhle zurück, und ließ die Welt in Dunkel und Verwirrung; die andern Götter bedienten sich der Musik, um sie aus ihrem Versteck herauszulocken, und es gelang. — Die Wirkung der japanessischen Musik ist jedoch weit entfernt auf europäische Ohren einen angenehmen Eindruck zu machen. Die Japanesen haben mehr als 21 Saiten- und Blasinstrumentenmeister außer der Trommel und der Pauke, ihrem Lieblingsinstrumente, aber sie haben keine Idee von Harmonie und in einem Konzerte spielen alle Instrumente

gleichzeitig. Ihre Melodie ist nicht ausgebildet, und ihre Nationallieder empfehlen sich weder durch eine kunstreiche Ausführung, noch durch milde Originalität. Das hindert sie aber nicht, ganze Stunden lang eine Symphonie anzuhören und ein Mädchen muß im niedrigsten Stande geboren sein, wenn sie ihren Gesang nicht auf dem Instrumente Syamso begleiten kann. In einer Reunion muß eine Frau, wenn die Umstände es erfordern, einen Gesang improvisiren können. Der japanessische Tanz hat den allen orientalischen Tänzen gemeinsamen Charakter: er ist mimisch und besteht mehr in der Bewegung der Arme und des Körpers als der Beine, welche unbeweglich unter den Beinen versteckt bleiben. Die Ballets, welche dazu bestimmt sind, eine Leidenschaft zu malen oder eine Scene des gewöhnlichen Lebens, werden von den Frauen ausgeführt, und sind sehr zwanglos. — Karten- und Würfelspiele sind in Japan verboten, Schach und Damenbret sehr beliebt. Ein eigenthümliches Spiel ist folgendes: eine Puppe wird in ein mit Wasser gefülltes Glas geworfen; die Gesellschaft folgt den Bewegungen der Puppe unter Begleitung des Syamson; eine Buße im Sacke wird von denen bezahlt, die sich in ihren Urtheilen über

die Bewegungen der Puppe täuschen. Hierbei ist die Gesellschaft außerordentlich lustig und der Spaß endet oft gar nicht nüchtern. Zuweilen läßt man Taschenspieler, Seiltänzer, Poffenreißer und Erzähler kommen, welche aber nicht Romane u. dgl. vortragen, sondern alle Gerüchte und Geschichten der Nachbarschaft. Man ruft oft diese Klatschgeschichten-Händler vor das Bett eines Kranken, um ihn zu zerstreuen. Zuweilen übernehmen sie den höhern Beruf, ihrem Auditorium die Regeln der Höflichkeit und gute Manieren zu lehren und wissen überhaupt geschickt das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. — In Europa floriren die Klatschgeschichtenhändler in den öffentlichen politischen und nicht politischen Blättern und überleben sich an lügenhaften Berichten, wobei oft die Höflichkeit und der Anstand gar arg verletzet werden.

VI.

In Ostindien werden bei der Hochzeit von fürstlichen Personen unerhörte Verschwendungen ausgeführt. Als eines Tages die Hochzeit einer Prinzessin mit dem Sohne des Häuptlings Deschat de Kaba gefeiert wurde, stattete der Bräu-

tigam der Braut zuerst seinen Hochzeitsbesuch ab. Sein Gefolge bestand aus 100 Elephanten und ungefähr 15.000 Personen. Der Bruder der Braut ging seinen Gästen mit 60 Elephanten und 10.000 Personen entgegen. Dieser einzige Besuch kostete dem Bräutigam 60.000 Rupien. Von seinem Palaste bis auf sieben Meilen, dem Wohnorte der Braut, wurden auf der ganzen Länge des Weges Kupfermünzen ausgestreut, dann bis zum Thore des Forts Silbermünzen und von da bis zum Eingang des Palastes Gold und Edelsteine jeder Art. Der Sohn eines Scheif, ein Kind von 10 Jahren, hatte neben sich auf einem Elephanten einen gewaltigen Beutel, der 600 goldene Münzen enthielt, und eine Menge von Ohrringen, Perlen und kostbaren Steinen. Alle diese Schätze warf er mit vollen Händen unter die Menge. Die Vertheilung der Kupfer- und Silbermünzen war bezahlten Dienern überlassen. — Die Ausgaben der Braut übertrafen die des Bräutigams. Die Verwandten derselben müssen außer ihren eigenen Gästen, sämtliche Gäste des Bräutigams beherbergen und bewirtheten, und alle Anwesenden mit einer Rupie beschenken, sie mögen

geladen worden sein oder nicht. Nicht selten melden sich 30.000 Personen um diese Gabe.

VII.

Wenn an der Küste von Malabar die Bewohner die Ernte ihres Feldes oder ihres Obstgartens vor einer Veraubung sichern wollen, so bedürfen sie weder Mauern noch Hecken und beschränken sich bloß darauf, die Bewachung derselben einem ihrem Glauben gemäß bestehenden Geiste anzuweisen. Demgemäß pflanzen sie auf ihre Felder, oder binden an ihre Fruchtbäume einen langen Pfahl, der dem Geiste geweiht ist, welcher von diesem Augenblick an für die Erhaltung der Ernte verantwortlich ist. Wehe dem Ruchlosen, der ohne der Erlaubniß des Eigenthümers diese den schützenden Geistern gewidmeten Früchte anzurühren wagt; er würde auf der Stelle todt hinfallen, oder wenigstens in eine schwere Krankheit verfallen. Dies ist ein allgemein verbreiteter Glaube. Eine ganze Armee könnte das Land durchziehen, ohne daß eine so vertheidigte Ernte etwas von ihr zu fürchten hätte.

VIII.

Man war bisher der Meinung, der Mittelpunkt Afrikas sei ein äußerst heißer, aber dem ist nicht so. Das Land der Aschantis liegt nur etwa 7 Grade im Norden des Aequators in der Mitte der heißen Zone und ist nur an der niedrigen sandigen Meeresküste drückend heiß, im Innern aber, da es auf einer breiten Bergterasse liegt, sein Klima gemäßigt und in der Temperatur im größten Theile des Jahres mild und angenehm, ja zu Zeiten so kalt, daß die Leute nicht wenig frieren und zum Einheizen gezwungen sind, was uns nach den bisherigen Vorstellungen fast unglaublich schien. Man kann das Klima dieses Landstriches mit dem von Italien vergleichen. Die Aschantis haben manche Civilisationsbildung zum socialen Leben. Sie bauen die Baumwollstaude in regelmäßigen Reihen, ihre Weiber spinnen und die Männer weben und verzieren solche mit mannigfaltigen Farben und ihre Fabrikate sind fester und dauerhafter, als die europäischen Fabrikprodukte. Sie bauen auch Flachs und Hanf, weben Tücher aus den Fasern der Blätter des Palmbaumes, aus denen sie auch feine Matten verfertigen.

An eßbaren Früchten ist Ueberfluß; Citronen, Apfelsinen, Bananen, Ananas, wilden Wein, Zuckerrohr, Kartoffel, Maniok, Tabak, Melonen und Jamswurzel ihre Hauptnahrung, dann auch Reis, Kürbisse von außerordentlicher Größe, so groß, daß sie oft die größten Gefäße, als Körbe, Kästen, Mehlsäcke, ja Wagen zu ersetzen im Stande sind.

Wilde Thiere gibt es in Menge, aber mit den zahmen wissen sie noch nicht umzugehen und solche zu dressiren. Die Pferde fürchten sie besonders und wenn die Vornehmen reiten, geschieht es nur im Schritt und zwei Sklaven gehen nebenher und halten das Pferd auf beiden Seiten.

Kamele, Ochsen und Esel haben sie nicht zum Transport von Lasten abgerichtet. Alles wird bei ihnen auf dem Kopfe der Sklaven in Kalebassen oder in Kästen transportirt, sowol die Erndte der Felder und Waaren aller Art, als auch die reisenden Menschen.

Milch, Butter und Käse sind nicht als Genusmittel, auch Eier nicht, wol aber die Hühner, welche sie sehr geschmackvoll zuzubereiten verstehen, so daß solche den Europäern sehr munden thuen; nicht so hingegen die Hunde-, Affen-, Papageien- und Elephantenbraten.

Die Aſchantis ſind ein ſehr reinliches Volk und große Liebhaber des Badens und Waſchens, bereiten eine Art Seife aus Palmöl und ſchmieren ihren Körper mit Del, daher dieſer ſo glatt wie Ebenholz iſt. Auch das Innere der Hütten, ihre Matten, Teppiche, ihre Kiſſen und Betten werden ſehr reinlich gehalten. Auf die Kochkunſt halten ſie ſehr viel und wiſſen eine Menge Speiſen zu bereiten. Ihre Kochgeſchirre ſind aus Erz und Eiſen, die Speiſen werden bei den Gemeinen auf Kalebaſſen aufgetragen, bei den Königen zuweilen in goldenen Schüſſeln. Auf große Tafeln verwenden ſie ſehr viel und ſtatten ſolche reichlich mit Speiſen und Getränken aus.

Das Land der Aſchantis iſt an Metallen reich, faſt jeder Gutsbeſitzer hat einen Ofen und die nöthigen Geräthſchaften zum Goldſchmelzen und dazu ſeine Sklaven, welche ſich auf die Bearbeitung des Goldes verſtehen und ſeine eigenen Goldſchmiede. Das nützlichſte aller Metalle, das Eiſen, iſt im Ueberfluß vorhanden und ſie machen daraus ihre Nationalwaffen. Sie haben Schleiffteine und verſtehen die Schmiedewerkzeuge ziemlich ſcharf zu machen. Auch Nägel ſchmieden ſie und verfertigen Hacken, Schaufeln, Karſten und Beile zum

Ackerbau und Waldarbeiten. Mit Kanonen, deren sie einige den Engländern abgenommen, verstehen sie nicht umzugehen und feuern dieselben nur bei Festlichkeiten ab. Auf ihren Besitz von Pulver und Schießgewehren sind sie sehr eifersüchtig und gewähren keinen Durchgang zu den benachbarten Völkern, damit sie deren Pfeilen überlegen bleiben. — Durch den immer mehr zunehmenden Verkehr mit Europa wird dieses Negervolk immer kultivirter werden. In dieser Absicht haben sie auch einige ihrer Prinzen nach Europa gesandt, sich die Kenntnisse der Europäer einzuholen.

IX.

Zu den abergläubischen Ideen und Gebräuchen gehören auch die Vermählungen lebloser Gegenstände. — Wenn ein Hindu einen Obstgarten anlegt, so darf keiner der Seinen die Früchte berühren, ehe er einen seiner Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einer Tamarinde, vermählet hat. — Ein Besitzer eines großen Gartens hatte für dessen Anlage eine so bedeutende Summe Geldes verwendet, daß er, wegen der außerordentlichen Kosten zu einer solchen Ver-

mählung genöthigt war, die Vollziehung desselben bis zu dem Tage aufzuschieben, an welchem der älteste seiner Bäume Früchte zu tragen anfing. Die Früchte reizten schon die Eglust seiner Kinder, aber der alte Vater und seine Ehehälfte wagten nicht sie anzurühren. „Wir haben eine wichtige Pflicht vernachlässiget,“ sagten sie, „wir würden vor der neuen Erndte sterben.“ Sie verkauften alle ihre Kostbarkeiten und liehen sich Geld, so viel sie bekommen konnten, um zwei von den Bäumen mit aller erforderlichen Pracht vermählen zu können. Je mehr Braminen (Priester) bei einem solchen Feste bewirthet werden, desto glücklicher und stolzer ist der Eigenthümer der Vermählten. Wenn zur Vermählung eines Mangobaumes keine Tamarinde vorhanden ist, so nimmt man einen Rosen- oder Jasminstrauch. — Wenn die Hindus eine Cisterne bauen, so trinken sie nicht eher von ihrem Wasser, ehe sie dieselbe nicht mit einem bloß in dieser Absicht an ihrem Rande gepflanzten Pisangbaume vermählet haben. — Auch der Saligram und die Tulpe werden jährlich mit einander vermählt. Der erstere ist eine Art runder Kiesel, welche den Abdruck spiralförmiger Muscheln tragen und welche die Hindus für Bilder ihres

Gottes Wischnu halten; die Tulpe ist eine Pflanze und nach dem Glauben der Hindus ist Seta die Gattin des Gottes Ram, der siebenten Inkarnation Wischnus, in eine Tulpe verwandelt worden. Die Prozession bei diesem Feste besteht aus acht Elephanten, 1200 Kameelen und 4000 Pferden, die alle beritten und elegant gezäumt sind. Der Elephant, der an der Spitze des Zuges geht, ist mit dem reichsten Schmuck verziert und trägt den kleinen Kieselgott zu seiner Verlobten. Man vermählt sie mit allen gebräuchlichen Ceremonien und legt sie dann nebeneinander in einen Tempel, wo sie bis zur nächsten Jahreszeit liegen bleiben. Manchmal wohnen 100.000 Personen der Feier einer solchen Hochzeit bei und der Landesfürst bewirtheet alle auf seine Kosten.

Seit die Menschheit auf Erden existirt, hat sie sich stets einem Wahnglauben hingegeben, aus Mangel an Erkenntnißvermögen und der Wahrheit, doch hat es stets pfiffige Menschen gegeben, welche jede Art Täuschung zu ihrem Vortheile auszubenten verstanden.

X.

In Dahomey, einem Königreiche der Neger in Afrika, gibt es ein Amazonenheer. Alle die

vielen tausend Weiber, die der König nimmt, sind militärisch ererzirt und bilden Regimente von ebenso ausgezeichnete Haltung, als bewährter Tapferkeit im Kriege. Bei der Huldigung, welche dem Könige dargebracht wird, ziehen aus allen Richtungen zahlreiche Schaaren weiblicher Soldaten auf, welchen Musikbanden mit höchst barbarischer Musik vorangehen. Die Trommeln, deren man sich hier bedient, bestehen aus hohlen Baumstämmen, die mit Ochsen- oder Schafshäuten überzogen sind. Diese weiblichen Heerhaufen lagern sich theils der Länge nach, theils knieend auf dem Boden und warten, bis Seine Majestät sie herbeiruft. Die Regimente stellen sich einzeln und in unregelmäßigen Colonnen auf, alsdann ruft der Anführer seine Offiziere, die hervortreten und auf die Knie sinkend, Kopf und Körper mit Staub bedecken. Der Anführer stellt dann die Offiziere seines Regimentes einzeln vor und wenn eine dieser Weiber auf irgend eine Weise sich hervorgethan hat, wird das Weib belohnt und belobt. Nach Beendigung dieser Begrüßungszeremonie und des Ruhmens tapferer Thaten, treten die Offiziere in Reihe und Glied zurück und das ganze Regiment stimmt einen Gesang zu Ehren des Königes an.

Wenn alles abgethan ist, sinken alle zusammen auf die Knie und indem sie den Kolben der Muskete auf den Boden setzen, den Lauf an die Schulter lehnen, scharren sie mit beiden Händen den Staub zusammen und überschütten sich damit. Da der Staub eine hellrothe Farbe hat, so erhalten sie dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Viele haben, mit Ausnahme eines cocardenartigen Haarbüschels, völlig nackte Köpfe; andere scheeren ihre Haare nur zwei Zoll breit von der Stirne nach dem Hinterkopfe. Nach dieser Staubbefleckung richten sich Alle wieder auf, doch ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben und ihre Musketen in horizontaler Richtung haltend, lassen sie ein allgemeines Hurrah erschallen. Dann springen sie plötzlich empor, werfen die Muskete heftig in die Hand und stimmen dann, sie hoch in die Luft haltend, ein Paar Hurrahs an. Hierauf wird geschultert und das Regiment rennt bliss schnell davon. Jede einzelne Kriegerin läuft, so schnell sie kann, so daß es einem Wettrennen gleicht. Diese Soldatinnen haben einen weiß und blaugestreiften Unterrock von ihrem einheimischen Baumwollenzeug ohne Aermel an, so daß sie die Hände frei bewegen können. Der Schooß oder das Unter-

Kleid ist so lang, wie der Kilt der Hochländer und die darunter befindlichen kurzen Hosen reichen bis zwei Zoll unter die Knie. Bei ihren Manövern stürmen sie auch überaus stachlichte und gefährliche Dornhaufen. Ihre Zahl beträgt fast 6 bis 8000.

XI.

Auf der Insel Java gibt es sehr große Tiger, Matjan Bumi genannt, welche Abends frei und frank durch die Dörfer laufen, ohne irgend Jemand, der in dieselben gehört, selbst den kleinsten Kindern das geringste Leid zuzufügen. Ja, diese spielen oft mit ihnen und geben ihnen aus der Hand zu fressen. Europäer dürfen einem solchen Tiger nicht nahe treten, es würde ihnen theuer zu stehen kommen. Die Dorfbewohner bringen ihm zur bestimmten Zeit auf einen bestimmten Platz die Eingeweide und Knochen der geschlachteten Büffel und andern Viehes, für welche Sorgfalt der Tiger sie durch seine treue Wachsamkeit belohnt. So lange ein solcher in oder bei einem Dorfe wohnt, wird es nicht leicht ein anderer Tiger wagen, in der Nähe desselben auf Raub auszugehen und sollte dieß doch zufällig einmal ge-

schehen, so wird er unfehlbar von dem Bumi vertrieben oder will er sich nicht entfernen, zerrissen.

Fragt man die Dorfleute um die Ursache dieser ungemeinen, höchst merkwürdigen Sanftmuth eines so unzählbaren und blutdürstigen Thieres, so erhält man darüber eine Erklärung, welche deutlich auf ihren früheren Religionszustand hinweist. Sie sagen nämlich, daß dieser Bumi nichts anderes sei, als einer ihrer verstorbenen Vorfahrer, welchem noch bei seinem Leben durch anhaltende Gebete die Gnade zu Theil geworden, nach seinem Tode auf 100 und mehrere Jahre in einen Tiger verwandelt zu werden, um seine Nachkommen während dieser Zeit gegen die Anfälle anderer wilden Thiere schützen zu können. — Ein Aberglaube, der sich nicht allein nicht schädlich, sondern nützlich für die dortigen Dorfbewohner herausstellt.

XII.

Die Seneka-Indianer in Nordamerika haben einen schönen Aberglauben. Wenn nämlich in diesem Stamme ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein, bis er anfängt seine Stimme zum Gesang zu prüfen. Dann setzen sie ihn auf

das Grab der Gestorbenen, tragen ihm Grüße, Küsse und Zärtlichkeiten an sie auf, öffnen die Thüre seines Käfigs und wenn er nun fortfliegt und die Weite sucht, glauben sie, er werde in einem so lange fortfliegen, bis er in das Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden, und ihr die Küsse, Grüße und Zärtlichkeiten überbracht, die er für sie empfangen. Dester schickt man dem Vorangegangenen auch noch mehrere Vögel nach, zur Verdopplung der Liebesbe-
weise an die Gestorbene.

XIII.

Bei einem Indianerstamm am Mississippifluß in Nordamerika herrscht die sonderbare Gewohnheit, daß sich für die Gattin eines Mannes dessen Existenz noch lange nach seinem Tode verlängert. Sobald nämlich ein Weib Witwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke des verstorbenen Gatten mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammen binden und damit das Packet fest zuschnüren. Dieses ist dann eine Vorstellung ihres verstorbenen Mannes und ist mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, ge-

schmückt und es vergehet manchmal die Zeit einer Jahreslänge, ehe die Witwe wieder zu einem zweiten Manne gelangt, denn sie darf keine neue Heirath, ohne Einwilligung ihrer Familie eingehen und erst dann wird das den verstorbenen Mann vorstellende Packet aufgelöst, und die Witwe hat somit wieder die volle Freiheit ihrer Wahl. Einen Vortheil hat jedoch das Kleiderbündel für sie, indem es ihr das Recht auf alle Theilungen verleiht, worauf der Mann, dessen Bild es war, Anspruch hatte, und die Witwe erhält demnach alles das, was ihrem Gatten zugekommen wäre.

XIV.

Das Loos der Frauen ist bei vielen Völkern ein sehr bemitleidenswerthes, je unfultivirter die Nationalitäten sind. So auch bei den Kaffern in Afrika, wo die Weiber als ein Handelsartikel angesehen werden, welcher zur Verrichtung häuslicher Arbeiten dient. Wenn der Kaffer das häusliche Glück mit einem Weibe genießen, oder richtiger gesagt, den Nutzen von einer Sklavin ziehen will, so kommt es auf die Neigung oder den Willen des Mädchens nicht an, sondern nur

auf die Habgier ihrer Eltern, weil der Kaufpreis einer Braut nach einer größeren oder geringeren Anzahl Ochsen bestimmt wird. Nach dem geförderten Preise berechnet der Bräutigam eben so genau, als wenn er eine Stutte oder eine Kuh kaufen wollte, den wahrscheinlichen Nutzen, welchen sie ihm leisten und wie viele Töchter sie ihm gebären kann, damit diese dereinst als gute Zinsen wieder gegen Ochsen vertauscht werden können. Sollte der Heirathscandidat etwa das nöthige Ochsenkapital nicht besitzen, so weiß er, daß er sich dasselbe am leichtesten bei den benachbarten Engländern verschaffen kann. Er vereinigt sich mit andern jungen Männern, die in derselben Lage sind und sie gehen über die Grenze und stehlen den Colonisten so viel Vieh, als sie brauchen; dafür kaufen sie sich Weiber und erzeugen mit diesen Kinder, von welchen die Söhne, wenn sie erwachsen sind, nicht verfehlen, bei ihren Heirathsspekulationen das Beispiel der Väter zu befolgen. Vor 30 Jahren war der Preis für eine Frau aus niederem Stande 10 Ochsen, für die Töchter eines Häuptlings 60 bis 80. Die unglücklichen Frauen werden zu allen Sklavenarbeiten in der Haushaltung verurtheilt, während ihre Männer

blos die Kühe melken und auf die Jagd gehen, oder müßig um das Dorf rauchend und schwätzend herumgehen. Auch die schwere Arbeit auf dem Felde wird von den Frauen besorgt. Im Jahre 1797 hatten die Kaffern noch keine Flinten und Pferde, 1845 bereits eine Menge, welche sie den englischen Kolonisten gestohlen hatten, ebenso Schafe und Ziegen, die sich zu großen Heerden vermehrt haben.

Der größte Theil der Menschen ist noch uneinsichtig, sich das Leben nicht allein durch materielle, sondern auch durch geistige Kräfte angenehm zu machen, welche letztere allein im Stande sind, den Lebensgenuß der möglichst entsprechenden Erwartung zu verwirklichen und sich in Achtung und Liebe gegenseitig allein freudig und vergnügend herausstellen kann. Es gibt der geistigen Wilden auch in den sich denkenden Kreisen noch mehr als zu viel.

XVII.

In den Küstengegenden von Mexiko gibt es zwei Gattungen krokodillartiger Thiere, el legarto und el caiman. Der letztere ist die kleinere Art, ein Bewohner von Flüssen oder süßen Wässern,

grün von Rücken und silberweiß am Bauch, greift selten oder nie an und lebt von Fischen und Moos. Der Legarto (Alligator) wächst bis zur Länge von 12 bis 15 Fuß, hat einen dunkel schwammfarbigen Rücken, aschgrauen oder grauweißen Bauch und hält sich beständig in morastigen Untiefen und Seen, im brackischen Wasser und an Flußmündungen auf, wo der Zufluß von Salzwasser ihm außerordentlich behagt. Des Mittags pflegt er auf das Land zu gehen und sich zu sonnen. Die Rückhaut ist hart und fast unverwundbar, mit einer dreifachen, fast hornartigen Reihe Erhabenheiten, die beim Schwimmen säugleich über den Wasserspiegel hervorragen. Der ganze Leib ist mit einem breitgliedrigen, schuppenartigen Panzer bedeckt, der jedoch auf Brust und Bauch an Härte abnimmt, so wie auch die Stelle unter dem Schulterblatte die einzige ist, wo die Kugel Eingang findet und tödtlich wird. Den Moschus, eine talgähnliche Substanz, hat der Alligator in zwei Kügelchen augenartiger Warzen hinter der Kinnlade, die er bei einer starken Bewegung oder besonders gereizt, öffnet und alsdann die Luft mit durchdringendem Geruch erfüllt.

Zur Zeit des Ausbrütens in der Sonnen-

wärme kommen die Krokodille an die für ihre 50 bis 60 Eier, welche im Sande am Rande einer Lagune liegen, geeigneten Stellen und sobald die jungen Krokodille sich den Ausweg aus der Schale bahnen, besteigen sie alsbald den Rücken der Mutter, um solche auf ihren Lustwandlungen längs der Küste zu begleiten. Die hornartigen, reihenförmigen Erhabenheiten dienen hiebei zum Anhaltspunkt. Fällt eines der Jungen auf die Erde, so wird es alsbald von der gierigen Alten verschlungen. Eben so gefräßig ist das Krokodill hinsichtlich der Eier und obgleich es solche nie eigends ausscharrt, um sie aufzufressen, so schnappt es doch lüstern nach denjenigen, die ihnen zugeworfen werden und hebt sich förmlich aus dem Wasser, um sie aufzuschnappen. Die jungen Mexikaner, welche auf den Fang der Krokodille ausgehen, versehen sich mit Krokodilleiern und wenn sie ein Krokodill in der Nähe des Ufers erspähen, reizen sie es durch Zuwerfen von drei oder vier Eiern und so wie es nun, das nächste erwartend, seinen Vorderkörper über den Wasserspiegel erhebt, werfen sie ihm die Schlinge um, ziehen es an den Strand und befestigen diese an einem Baume, wo es unter den wiederholten Schlägen der Keule fällt.

XVIII.

Die Menschen sind fleischfressende Thiere und müssen es sein, sonst würde sich die Thierwelt zu sehr vermehren, daß sie den Menschen jedes andere Genußmittel aus dem Pflanzenreiche wegessen würden. Daß aber es noch Menschen gibt, die sich selbst von dem Genuße des Menschenfleisches nähren und daran einen Wohlgeschmack finden, bewähren jetzt noch die Bewohner der Titshi-Inseln im südlichen Weltmeere. Sie schätzen diese Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delikatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sei so zart, wie ein todter Mensch. Im Kriege werden die Gefangenen ohneweiters getödtet und gebraten, selbst ältere Leichname werden mit großer Eier verzehrt. Diese kannibalische Neigung beschränkt sich indeß nicht allein auf Feinde oder Personen von einem andern Stamme, sondern man verspeißt das Fleisch der theuersten Freunde und in theuern Zeiten scheuen sich die Familien nicht, ihre Kinder zu diesem fürchterlichen Zwecke auszutauschen. Das Fleisch der Weiber wird vorgezogen und die Stücke des Armes vom Ellenbogen aufwärts, so wie das Dickbein gelten für die leckersten Bissen. Ein Wallfischzahn ist ungefähr

der Preis für ein Menschenleben. Die Engländer werden hoffentlich bald dieser Unmenschlichkeit ein Ende machen. Schon sind ihre Missionäre daselbst angesiedelt.

XIX.

Am Frohnleichnamsfeste wird in Krakau ein eigenthümliches Volksfest gefeiert, es heißt das Steckenpferdfeſt. — Sobald die Frohnleichnamsproweſſion bei der Kirche der Jungfrau Maria beendigt iſt, eilt Alt und Jung auf die Ebene, die ſich hinter dem biſchöflichen Pallast ausbreitet. Bald darauf naht ſich langſamen Schrittes in Reihe und Glied eine Schaar von Hölſern. Sobald dieſe dort angekommen iſt, erſcheint unter dem freudigen Jauchzen des Volkes von der Seite des Dorfes Zwierzynice ein Mann in tartariſcher Kleidung, in gelben Stiefeln, einen Turban auf dem Kopfe, mit der Hand eine große Keule ſchwingend und auf einem Steckenpferde reitend. Rauchende Muſik umgibt ihn und bald iſt er die Urſache eines großen Geſchreies und Tumultes, denn wo er die Leute in Maſſen zuaſammengedrängt findet, ſtürzt er mit ſeinem hölzernen Gaul hinein und da ſie ihm nicht ausweichen, ſchlägt er mit der Keule,

die mit Pferdehaaren ausgefüttert ist, sagt die Leute auseinander und vereinigt sich sodann mit den Flößern, stellt sich an ihre Spitze, rückt mit der Miene eines gekrönten Siegers auf die Vorstadt los, begibt sich dort in das Wirthshaus, zum Grab genannt, und trinkt Brantwein und Bier, was ihm und seinen Gefährten von den Norbertanerklosterfrauen unentgeltlich verabfolgt wird. — Die Veranlassung zu diesem Feste soll nach der Sage folgende sein. — Im Jahre 1281, unter der Regierung Leszek des Schwarzen, waren die Tartaren schon zum drittenmal, Polen plündernd, bis Krakau vorgeedrungen. Gerade am Frohnleichnamsfeste, als die Prozession von der Marienkirche sich eben in Bewegung setzte, stürzten einige Flößer, die an den Ufern der Weichsel wohnten, beim Stadthore mit der Nachricht herein, die Tartaren hätten das Dorf Zwierzynice überfallen, plünderten schon das Stift der Klosterfrauen des heiligen Norbert und bald würden sie auch die Stadt überrumpeln. — Die Prozession wurde unterbrochen und großer Schreck ergriff die ganze Versammlung, aber plötzlich erfaßte ein Flößer, feck und tapfer, die Fahne seiner Zunft und rief mit starker Stimme: „Brüder auf! folget mir und laßt uns die Feinde vrrjagen.“

Seinem Aufrufe wurde sogleich Folge geleistet. Die Tartaren wurden überfallen, ihr Anführer nebst vielen andern erschlagen und die übrigen vertrieben. Die dankbar jauchzende Menge kleidete jenen Erlöser in den Anzug des gefallenen tartarischen Häuptlings und führte ihn unter Jauchzen in den bischöflichen Pallast. Um das Andenken an diesen Retter in der Noth fortan zu wahren, wird dieses Fest jährlich begangen und von den Klosterfrauen des heiligen Norbert dazu Brantwein, Geld und Bier an die Glöher vertheilt.

XX.

Die Neger sind die passionirtesten Tänzer auf der Erde, indem sie drei und viermal vier und zwanzig Stunden ohne Rast, bei eben einer so lange Zeit unermüdeten Musikkbegleitung tanzen können. Sie haben verschiedenartige Tänze, welche sich mehr oder weniger dem Walzer und dem Contretanze nähern; solche sind aber nur Anstandstänze und Vorbereitungen zu dem Hauptnationaltänze, der Segä genannt. Wenn die Segä begonnen hat, hört für den Schwarzen Alles auf Erden auf; er ist sich selbst nichts, als ein Perpetuum Mobile, das nach dem einmal angenommenen ersten Im-

puls seiner Aufgabe, einer mit allerhand Gebäuden und Gesängen verbundenen, unendlichen Bewegung lösen muß. Das Springen, Wirbeln und Toben, statt seine Kräfte zu erschöpfen, scheint sie durch ihre Aufregung ungemein zu steigern. Der Segatänzer wird nicht müde. Wird er hungrig oder durstig, so verlangt er tanzend, was er sich wünscht und verzehrt es tanzend. Die geistigen Getränke, denen er stets den Vorrang gibt, spornen ihn nur noch mehr zum Tanzen an. Der Rausch des Rumes verschwindet in dem Rausche des Tanzes und so geschieht es, daß der Berauschte den Roman immerwährend vom Neuen wieder anfängt, denn der Sega ist ein ganzer Roman, den man singt und springt und dessen Beschreibung eine gar pikante sein würde, wenn nicht jeder Moment desselben einen Angriff gegen die Sittlichkeit darstellte. Alle europäischen Volkstänze sind Schöpfungen der paradiesischen Unschuld im Vergleich mit dem Sega. Die Trunkenheit, die sie bei den Tänzern und Musikern hervorbringt, der allgemeine Wahnsinn, den sie zur Folge hat, das Gebrüll, das Geheul, welches sie begleiten, die Ausschweifungen, welche sie veranlaßt, gewähren ein Schauspiel, das die Civilisation weder dul-

den kann, noch darf; bis jetzt aber finden die Creolen (Mischlinge von Europäern und Schwarzen) noch Wohlgefallen daran, weil ihre Bildung auch noch sehr gegen die der rein Weißen zurückstehen und die creolischen Herrschaften beehren ihr Gesinde bei dem Segatanze mit ihrer zeitweiligen Gegenwart. —

Wie viele Jahrtausende werden noch vergehen, bis sich die gesammte Menschheit zu der einzig wahren Einsicht des irdischen Lebens emporgeschwungen hat; bis alle Geister erleuchtet sind, ihr Ziel in einem ewigen Himmel und nicht in den Lüften des Erdenlebens zu suchen!

XXI.

Die Mongolen im Norden von China haben nur ein Fest im ganzen Jahre, das Neujahrsfest am Ende des Winters im weißen Monat. Es wird als eine Siegeserinnerung der Buddhisten (Anhänger der Lehre Budhas), welche aus Indien nach der Mongolei ihre Lehre verpflanzten, gefeiert. Schon ein Monat vor dem Feste, ja noch früher, beginnen die Vorbereitungen dazu; man spricht von den erwarteten Lustbarkeiten, wählt neue Kleider, versteht sich mit Geschenken u. s. w.

namentlich sind die Chadafs bemerkenswerth. In der Mongolei ist es Sitte, dem Gast eine angezündete Pfeife zu reichen, Tücher zu geben und Stücke chinesischen Flor (Chadat) als Zeichen der Achtung und Freundschaft zu schenken. Im weißen Monat ist dieser Flor sehr begehrt, weil jeder ordentliche Mensch einige Stück haben muß, um sie mit andern zu vertauschen. Bei dem Eintritt des weißen Monats findet in den Tempeln ein Gottesdienst statt, der einige Tage dauert. In dieser Zeit lesen die Geistlichen Bücher und Gebete verschiedenen Inhalts, beten um Glück im neuen Jahr, um Fruchtbarkeit der Erde, um Gesundheit des Kaisers und Ausbreitung und Blüthe ihrer Religionslehre. Nach Beendigung des Gottesdienstes, in den Tempeln, beglückwünschen sich die Bekannten, sie tauschen Chadafs, umarmen und begrüßen einander. Auch die, welche zu Hause bleiben, beten, reinigen ihre Häuser und Hausaltäre, zünden Lampen an und bringen Opfer, die in Getreide und Früchten bestehen. Am Morgen des ersten Tages stehet Alles früh auf und die Weiber kochen Ziegelthee und Speisen. Beim Aufgang der Sonne errichten sie vor ihrer Hütte eine Art Altar und verbrennen darauf Rauchwerk.

Die ganze Familie gehet um den Altar herum, betet und läßt sich auf die Knie nieder; dann gehen alle, um den Familienvater zu beglückwünschen. Hat jede Familie für sich die Ceremonien vollendet, so gehen die Männer in ihren besten Kleidern in die Wohnung des Stammoberhauptes oder sonst zu einem im Volke angesehenen Manne. Nach gegenseitiger Begrüßung und einem kurzen Gespräch beginnt das Fest. Jeder Gast muß, wenn er seinen Brantwein austrinkt, dem Wirth einen besondern Glückswunsch bringen. Am Tage des Neujährsfestes werden alle Rangunterschiede vergessen; die angesehensten und reichsten Leute besuchen mit Vergnügen die Wohnungen der Aermsten, die sie auch in ihrem Hause mit Freuden aufnehmen. Den ersten Tag des Festes darf sich Niemand mit einer Arbeit beschäftigen. Die Glückswünsche und Belustigungen dauern zwei Wochen lang. Ringelspiele und Pferderennen finden erst im Sommer statt, wenn die Opfer, welche man den schützenden Göttern gebracht, vollzogen sind. So findet man überall, auch bei den erst nur halb civilisirten Völkern, die Einsicht, sich bei den himmlischen Autoritäten, wenn solche auch nur in ihrer Phantasie lebendig sind, für die Lebenszeit auf der

Erde zu bedanken und um deren glückliche und frohe Existenz zu bitten. Es ist ein Erkenntniß der Seelen von einer leitenden Gottheit, wenn man auch nicht die gehörige Geisteskraft besitzt, wie andere gebildete Völker, die volle Wahrheit der Religion einzusehen und zu begreifen.

XXII.

Mitten in Afrika, uns nur durch zwei junge Eingeborne bekannt, die als Sklaven aufgekauft nach Europa und zwar nach München gelangten, bestehen einige Reiche und darunter eines Tumala genannt, dessen Bewohner weit andern afrikanischen Völkern in der Kultur und Civilisation voranstehen und wahrscheinlich Abkömmlinge sind von den Nationen, die einst durch die Römer aus Nordafrika in das Innere dieses Erdtheiles vertrieben wurden. Hier eine Skizze ihrer Handlungsweise bei der Geburt eines Kindes.

Wenn das Kind geboren ist, so wird es auf sechs bis acht Tage einer Säugamme übergeben, weil man die erste Milch der Wöchnerin für nachtheilig hält und das Kind erst an die Mutterbrust legt, wenn die Milch dicker, nährrender geworden. Unter das Bett der Wöchnerin und des Kindes

legt man 6—8 eiserne Kreuzchen, welche im Heiligthum geweiht sind; die Form desselben ist genau die unseres Kreuzes. Diese Kreuze sind von Eisenblech oder von Silber, etwa 2—3 Zoll lang und werden nach Beendigung des Wochenbettes in das Heiligthum (Tempel) zurückgetragen und dort aufbewahrt. Während der ersten acht Tage darf nach der Geburt im Hause nicht laut gesprochen werden, auch keine lärmende Arbeit vorkommen, nicht aus Schonung für die Wöchnerin, sondern aus einem religiösen Grunde, denn man glaubt, daß während dieser Zeit die Schutzgeister im Hause sind, und über der Wöchnerin und dem Kinde schweben. Während dem Wochenbette bekommt die Mutter Besuche von ihren Verwandten und Freunden, diese bringen ihr Geschenke, bestehend in Ringen, Kleidern, Vieh u. dgl. Nach Beendigung des Wochenbettes nimmt sie ein Bad, wird mit Del gesalbt, festlich gekleidet und ihr mit Perlen und Ringen geschmücktes Kind auf den Armen tragend, tritt sie unter die Hausthüre. Außer dem Hause stehet der Ime (Priester), welcher mit dem heiligen Menang (eine Pflanze) geweihtes Wasser über beide ausspritzt, Gebetformeln spricht und mit aufgehobenen Händen segnet. Darauf tritt

sie heraus, begleitet von Nachbarn und Freunden, und trägt ihr Kind einmal um das Haus herum. Auf dem Wege sind Eier gelegt, die sie alle zertraten muß. Während des Umgangs spricht die Mutter den Namen des Kindes aus, worauf ein frohes, lange dauerndes Gelage folgt. Ungefähr im 18. Jahre müssen sich alle Jünglinge der Beschneidung unterwerfen und erst nach dieser darf sich der junge Mann verheiraten. Die Operation geschieht nach dem Erntefeste in einem dazu bestimmten Hause an allen dazu Ausgewählten, und wenn alle geheilt sind, dürfen sie erst das Haus verlassen, nachdem man sie mit Schärpen, Kleidern, Waffen u. dgl. beschenkt hat. An dem bestimmten Morgen hört man schon von weitem Freudenrufe und ein Klingen und Klappern, das sie mit am Arme befestigten Schellen, mit Trommeln und andern Lärminstrumenten hervorbringen. Sie bewegen sich in den nächsten Wald, wo sie durch Umhauen von Bäumen Proben ihrer körperlichen Kraft abzulegen haben. Die Bäumchen sind für die einzelnen schon vorher ausgewählt und jeder findet an den für ihn bestimmten Baume ein Mädchen, Verwandte oder Geliebte, welche ihm denselben krumm gebogen hält. Er muß ihn mit ei-

nem Streich umhauen und bestimmt sich nach der Kraft und Geschicklichkeit den Rang, welchen er bei den Mädchen und unter seinen Altersgenossen von nun an einzunehmen hat. Daß es an Spott nicht fehlt, wenn einer genöthigt war, zweimal zu hauen, ist natürlich. Auf dem Festplaze, wohin man sich hierauf begibt, gefolgt von den Mädchen, welche ihnen die Bäume nachtragen. Hier stehet auf der Erde eine große Schüssel mit Getreide gefüllt, auf welcher sich ein großer Kürbisbecher voll süßen, geweihten Getränkes befindet. Die Jünglinge stellen sich in Reih und Glied, der Ime besprengt sie mit geweihtem Wasser der Reihe nach, hierauf ergreift er den Becher, trinkt daraus mehrmals unter leisem Gebet und reicht ihn jedem Einzelnen zum Trinken. Ist dies geschehen, so nähern sich die Eltern und Verwandten und geben in Gegenwart des Ime den jungen Leuten einen neuen Namen, gewöhnlich den eines mythischen oder geschichtlichen Helden, welchen sie fortan zu den bereits bei und nach der Geburt erhaltenen tragen. Ein großes Gelage mit Tanz und Spiel beschließt die Feier.

XXIII.

Die Kaufläden in der chinesischen Stadt Canton stehen seltsam gegen die unsern ab. Vor allen zeichnen sie sich durch einige kleine Granittische aus, die man links an der Schwelle bemerkt und wo von Morgen bis zum Abend zu Ehren des Gottes der Reichthümer drei symbolische Höungen rauchen, kleine Lunten aus Sägmehl von Sandelholz; im Hintergrund der Nische, bei dem Granittische, befindet sich ein rothes Täfelchen, wo eine in zierlichen Charakteren abgefaßte Inschrift die anständigen Leute einladet, bei Eintreten den Dschoff (Gott des Reichthums) zu grüßen. Ein Altar ist in der Scheidewand, dem Eingange gegenüber in der Höhe von drei oder vier Ellen angebracht. Hinter den mäandrischen Spizen, dem vergoldeten Schnitzwerk, den steifen Draperien von scharlachrothem oder rosenfarbenem Nesseltuch, womit dieses kleine Heiligthum geziert ist, zeigt sich die geheiligte Gestalt irgend eines mächtigen Genies und auf jeder Seite erheben sich symbolische Pyramiden mit ihrem Blätterwerk von Glitter und in Seide mit Blumen verzierte kleine Figuren. Der Laden ist völlig offen, denn er hat weder Thüren noch Fenster. Die Wände sind wie bei

uns mit Schränken versehen, das Comptoir ist links angebracht und verlängert sich, indem es einen rechten Winkel bildet, nach außen; auf beiden Seiten des Einganges hängen länglich hölzerne Täfelchen, die in alten oder neuen, in rothen, blauen oder schwarzen Charakteren den Namen des Kaufmanns enthalten und seine Dienste dem Publikum anbieten.

XIV.

Die Frauen in Canton haben kleine sehr zierliche Füße, einen mattweißen, leicht mit Rosenroth geschminkten Teint und eine trotz ihrer Einfachheit ausnehmend hübsche Toilette; besonders wissen sie den Bau ihres Kopfspuges köstlich zu ordnen und ihn äußerst geschmackvoll mit natürlichen Blumen und Goldnadeln zu schmücken. Gesetz und Herkommen haben die Formen des Kopfspuges so wie die der Kleidung bestimmt; sie wechseln je nach dem Alter, der Stellung und dem Rang und viele junge Mädchen möchten schnell groß werden und heiraten, nur um das Vorrecht zu haben, ihre schönen schwarzen Haare in Knoten, in Helmkämme und in Sporen zu ordnen. — Der Hang zum Puz ist allen Nationen eigen und besonders dem weiblichen Theil.

XV.

In Irland hält man es in vielen Familien für einen Ehrenpunkt, die Gäste nicht eher fortgehen zu lassen, als bis sie völlig benebelt sind. Ein angebotenes Glas auszuschlagen, auf eine angebrachte Gesundheit nicht Bescheid zu thun, ist eine schwere Beleidigung, die sicher eine Boxerei oder ein Duell nach sich zieht. Wenn sich die Damen nach der Tafel in ihr Zimmer zurückziehen, beginnt das bacchische Gelage für die Männer. Der Herr des Hauses geht an die Thüre, dreht den Schlüssel um, steckt ihn in die Tasche und läßt Niemand mehr heraus. Jetzt geht es an ein Saufen los, bis die Gäste unter dem Tische liegen und auf dem Fußboden den Rausch verschlafen. Beim Spazierengehen ist es Sitte, eine Flasche mit Branntwein bei sich zu tragen. Wird eine Jagd veranstaltet, so gibt es beim Frühstück so eine Masse Punsch, daß die Jäger von einem unüberwindlichen Schlaf befallen werden, Hasen und Füchse vergessen und oft Stunden lang schnarchend liegen bleiben. — Ein markirter Zug der fortschreitenden Bildung und Lebensweisheit! — Ob man in 100.000 Jahren gescheidter sein wird,

als jetzt? Schwerlich, und wie immer nur in der Einzelneheit einsichtig und vernunftkräftig.

XXVI.

Die Fastenzeit der Türken heißt der Ramasan und ist der neunte Monat im türkischen Jahr, welchem hindurch die Anhänger des Mohamet von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sich des Essens, des Trinkens und überhaupt jedes Genußes enthalten. Die Fastenzeit fängt an, wenn einige Leute es bescheiniget, daß sie den Neumond gesehen haben. Von Constantinopel schickt der Sultan alle Jahre um diese Zeit gewisse Personen auf einen hohen Berg, der ungefähr neun deutsche Stunden von der Hauptstadt entfernt ist, um den Augenblick zu bemerken, wo der neue Mond sich ihrem Gesichte zeigt. Wenn sie ihn ansichtig werden, begeben sich drei von ihnen unverzüglich zu dem Richter von Constantinopel. Einer macht die Anzeige, daß er den neuen Mond gesehen und die beiden Andern müssen die Aussagen bekräftigen. Nachdem auf diese Weise die Erscheinung des neuen Mondes bekräftigt ist, werden augenblicklich Ausrufer durch die ganze Stadt gesandt, um die Fastenzeit zu verkündigen. Sind die Türken um diese

Zeit mit Essen oder Trinken beschäftigt, so hören sie augenblicklich auf, speien sogar das aus, was sie im Munde haben und fangen ihr Fasten an. In den Nächten aber entschädigen sie sich mit allen möglichen Genüssen und schlagen der Lehre Mahomet's damit ein Schnippchen!

XXVII.

Im Osten unserer Erdfugel, dem Chinesischen Reiche gegenüber, befinden sich große, nahe an einander liegende Inseln, welche das Reich Japan bilden, von 40 Millionen Menschen bewohnt, und von einem Kaiser regiert werden, der zugleich auch das oberste Haupt ihrer Religion ist, wie der Pabst in Rom. Die Staatsgeschäfte leitet nebenbei eine fürstliche erbliche Familie als Viceregent und bedarf nur in besondern Fällen die Genehmigung des Kaisers.

Die Japanesen sind ein sehr friedliches, moralisch gebildetes Volk, zufrieden mit ihrer Lage und feind jeder Verbindung mit andern Völkern. Nur die Holländer allein haben das Recht, in einer Hafenstadt eine Niederlage ihrer Waaren zu halten und Handel zu treiben, werden aber dabei so sehr überwacht, daß sie bloß auf den Platz abgeschlos-

sen sind, wo sich ihre Wohnung und ihre Magazine befinden. So sehr sich auch die Russen, Engländer und Nordamerikaner bereits Mühe gegeben, in ein Handelsverhältniß mit den Japanern zu gelangen, so wenig ist es ihnen bis jetzt damit gelungen. Sie dürfen gar nicht einmal zum Besuch an das Land steigen. Ja, als die Russen einmal gerettete schiffbrüchige Japanesen, welche sie auf das allerbeste behandelt hatten und bis nach Petersburg geführt, nach Japan zurück brachten, wurden solche nicht angenommen, weil sie schon von den Sitten der Europäer angesteckt wären und fremde Ideen ins Land brächten.

In Japan herrscht große Ordnung: wenn Jemand seine Wohnung verändern will und in eine andere Straße zieht, muß er von den Aufsehern seiner Gasse ein Zeugniß mitbringen, daß er sich ordnungsmäßig betragen und den Miethzins richtig bezahlt hat. Wenn sich in einer Familie ein Mitglied ausschweifend oder schlecht zu verhalten beginnt, muß es gleich angezeigt werden, sonst wird die ganze Familie für ihn verantwortlich gemacht. Auf den Hauptplätzen einer Stadt stehen Kästen, in welche man jede Klage, Beschwerde oder Anzeige hineinlegt, welche aber nicht ohne Namens-

unterschrift sein darf, sonst wird solche nicht berücksichtigt, ist dieses aber geschehen, so wird die Untersuchung gleich gepflogen und das Resultat mitgetheilt.

Die Japaner haben auch einen hohen Adel mit Fürstenrang, theils in hohen Staatsämtern, theils als Herrschaftsbesitzer. Sie machen ihre Reisen in Palankins und alles muß ihnen ausweichen, nur der Postbote nicht, dem sie Platz machen müssen.

Die Bewohner Japans befinden sich meist in einer dem Leben entsprechenden Lage, man sieht keinen ärmlich oder schlecht gekleidet und auf allen Flüssen und Straßen und den Inselufern wimmelt es von geschäftigen Menschen. Ihre Tempeln sind prächtig und ihr Gott Goddama stehet in vielen riesengroß von Gold ausgearbeitet. Das ganze Land ist bis auf die Spitze der Berge angebaut und letztere terrassenmäßig eingerichtet; jeder Mist und Kehrlicht wird sorgfältig in Krügen zur Düngung hinauf getragen.

Als Jesuiten und Dominikaner in Japan mit der Bekehrung der Einwohner beschäftigt waren, benahmen sich die erstern sehr klug dabei und wußten die christliche Lehre ihrem Götzendienste als die

nämliche anzureihen, die letztere aber schimpften sie als Heiden und drohten mit der Hölle. Deshalb brach ein Aufruhr gegen alle Christen los und diese wurden mit den Priestern von den Felsen in das Meer gestürzt. Von dieser Zeit ward jeder Verkehr mit fremden Nationen untersagt, bis es den Holländern gelang, sich dennoch einzuschmeicheln, da sie behaupteten, sie wären keine Christen, sondern Holländer.

Die Chinesen hatten vor 200 Jahren versucht, Japan zu erobern, sind aber dabei total verunglückt. Seit dieser Zeit ist Japan in Ruhe und Frieden verblieben, aber auch die Zeit wird kommen, wo besonders die Nordamerikaner, bis sie Kalifornien und Neumexico bevölkert haben, mit ihren Flotten, als die nächsten Nachbarn der Japanesen, solche zu einem Handelsverkehr mit Gewalt zu zwingen versuchen werden. Ob es ihnen damit gelingt, wird die Zukunft lehren. Man nimmt an, daß schon im Jahre 1850 die Menschenmenge auf 60 bis 100.000 dort angewachsen ist, so daß Kalifornien als eine Provinz in den nordamerikanischen Verein treten wird. In Nordamerika, wo noch auf Jahrhunderte Raum und Platz genug für die Menschen und ihren

Lebenserwerb zu haben sein wird, ist ein ganz anderes Verhältniß, als in den in Europa meist überfüllten Ländertheilen, und bei der sehr großen Betriebsamkeit der Nordamerikaner gestaltet sich dort jede Ansiedlung zwanzig und fünfzigmal schneller, als irgendwo anderwärts. Die Auswanderungen aus Europa vermehren sich ein jedes Jahr, so gewagt auch für viele solche sind, und es auch nicht möglich ist, daß sie Jedermann befriedigen können.

XXVIII.

Wenn ein Mädchen bei den Dajaks auf der Insel Borneo verheiratet ist, sind ihre guten Tage zu Ende. Sie wird nicht allein die Ehefrau, sondern auch die Sklavin ihres Mannes. Der Mann läßt sich nur von ihr pflegen und geht nur seinem Jagdvergnügen nach. Wird er Familienvater, so ist er ein kleiner großer Herr. Nicht allein alle häuslichen Geschäfte lasten auf der Frau, sondern auch diejenigen, welche ihrem Manne ziemten. Sie muß das kleine Reisfeld bebauen, Nahrung im Walde suchen, selbst das größere Wild, das der Mann erlegt hat, holen, das Fleisch einsalzen, in der Sonne trocknen und aufbewahren,

Fische fangen, kurz alles thun, während der Mann auf der Matte liegt und Betel kaut, oder sich höchstens mit seinen Waffen beschäftigt. Und dies alles thut sie, ohne den Mund zu einer Klage zu öffnen. Sie ist innig zufrieden, daß sie für ihren Mann, den Vater ihres Kindes sich abarbeiten darf, und schätzt sich übergücklich, wenn sie von ihm keine Mißhandlung erleidet, oder ihr zuweilen gar von ihm ein zufriedenes Lächeln zu Theil wird. Vielweiberei findet bei den Dajaks nicht statt und eheliche Treue ist unter ihnen so allgemein, daß es einer Frau selbst nicht im Traume einfallen würde, ihrem Manne untreu sein zu wollen. Will ein Dajak heiraten, so muß er der Geliebten drei Schädel der Feinde darbringen, denn ohne diese Gabe wird keiner angenommen. — Was sagen die emancipationslustigen Frauen zu diesem Bestand? Müssen sie sich nicht übergücklich in ihrer jetzigen Ehestandslage fühlen, wenn sie das Loos der armen Weiber der Dajaks und überhaupt der rohen Nationen beherzigen? —

XXIX.

Bei dem Negervolke der Aschantis in Afrika, einem Volke, welches manche Grade der Kultur

durchmacht, spielen die Sonnenschirme eine große Rolle. Sie sind von außerordentlicher Größe und reich verziert. Manche sind so groß, daß 12 bis 20 Personen darunter Platz finden können. Dieselben sind flacher gewölbt als unsere Regenschirme und bestehen aus verschiedenen Zeugen, Kattun, Leinwand, Seide und Wolle; der König hat deren von Sammet. Meistens setzen sie solche aus verschiedenen Zeugen zusammen, weil sie wie die Kinder das Bunte lieben. Rund um den Rand hängen allerlei Quasten und Verzierungen herab; oben auf der Spitze des Schirmes sind verschiedene Embleme angebracht, welche sich auf die Würde oder das Amt des Besitzers beziehen. So zum Beispiel hat der oberste Scharfrichter die Figur einer menschlichen Hand darauf, mit einem daran befestigten langen Schwerte; der Schatzmeister oder Finanzminister eine goldene Schale mit zwei kreuzweise darin aufgestellten Schüsseln. Die aristokratischen Familien, und diese gibt es auch bei diesem Negervolke wie in Europa, befestigen an ihren Sonnenschirmen, was unsere Vorfahren an ihren Schildern anbrachten.

Der König hat auf einem seiner Sonnenschirme die kleine goldene Figur eines Tigers, auf

einem andern eine goldene Schale mit zwei Täubchen; ersterer soll andeuten, wie der König unter Umständen gewaltig und schrecklich wie ein Tiger, oder in der zweiten Beziehung, die Quelle der höchsten Sanftmuth und Gnade sein könne.

Die Sonnenschirme dienen zunächst zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, dann auch als Fächer zur Bewegung und Kühlung der Luft. Die Sklaven müssen sie über den Häuptern ihrer Herren auf- und niederschwenken, und diesen dadurch Luftzug zuführen. In neuerer Zeit sind auch einige Regenschirme aus Europa in's Land gekommen, und werden als ein kurioser und kostbarer Luxusartikel theuer bezahlt.

XXX.

Die Türken glauben, daß der Arzt bloß nach dem Puls die Art und den Gang der Krankheit, ihre Ursachen, den bevorstehenden Ausgang und die nöthigen Heilmittel bestimmen kann. Aus diesem Grunde wenden sie sich nicht selten an den Arzt mit der Bitte, ihnen den Puls zu fühlen, nicht um von ihm einen Rath zu erhalten, sondern um zu erfahren, ob ihrer Gesundheit nicht eine Störung drohe. Die Weiber verlangen, daß man nach ihrem Puls nicht nur bestimme, ob sie schwanger, sondern

auch welchen Geschlechts die Frucht sei? Die praktischen Aerzte in Konstantinopel legen den Kranken nie wie in Europa die Frage vor, wo er Schmerz fühle, weil der Türke darauf stets im Tone des Unwillens oder wenigstens des Erstaunens antwortet: „Eben darum bin ich ja zu Ihnen gekommen, das müssen Sie besser wissen als ich.“ Die Doktoren fangen deshalb immer damit an, den Kranken schweigend und mit einem sehr aufmerksamen, nachdenklichen Gesicht den Puls zu fühlen, und sprechen dann mit Kopfschütteln: „Ja, ja, ich weiß schon, woran du leidest? Dauert dieser Schmerz schon lange? Wie hat er angefangen? Was sind denn für Zufälle gekommen? Was fühlst du jetzt? und dergleichen. Auf diese Art erfahren die Aerzte, ohne den Schimmer von Allwissenheit, womit die Ansicht der Türken sie umkleidet, zu verkleiden, alle zu ihrer Erkenntniß der Krankheit, und zur Auswahl der Heilmittel nothwendigen Einzelheiten.

Die jetzige Regierung hat eine medizinische Universität errichtet, und es finden daselbst unentgeltliche Consultationen statt. Diese Klinik, abgesehen von dem Nutzen, welchen sie der Bevölkerung gewährt, gibt auch den Studenten der be-

sagten Schule die Gelegenheit, mit den Krankheiten der Frauen und Kinder bekannt zu werden, die fast gar nicht zu der Zahl gehören, welche bei den gebildeten Ärzten Hilfe suchen.

XXXI.

Die Afschantis-Neger sind, wie alle Negerstämme, große Liebhaber des Tanzes. Geringe und Vornehme, und sogar der König tanzt bei mancherlei Gelegenheiten, als beim Empfang einer frohen Botschaft, und vor Gästen, die man ehren will. Die Cabosirs (Abelige) pflegen oft bei Schaugeprängen und Aufzügen tagelang in Begleitung ihrer Sklaven durch die Straßen der Stadt zu tanzen und auch vor den Thüren ihrer Freunde einen Solotanz aufzuführen. Sie unterscheiden besonders zwei Tänze. Erstlich einen, wo der Tänzer auf derselben Stelle bleibt, und bloß Sprünge, Pantomimen und allerlei Gliederverrenkungen produzirt, und dann einen zweiten, wobei er die Stelle wechselt, in einem mehr oder weniger bedeutenden Kreise herumhüpft, und sich dabei einer Art Castagnetten bedient. Reigentänze, mit Vermischung der Männer und Weiber sind bei ihnen selten.

Bei solchen Gelegenheiten tanzen sie auch zuweilen um Menschenskelete, oder um die Schädel ihrer erschlagenen Feinde, die wie bei dem Eiertanz der Sklaven die Eier, in einer gewissen Ordnung auf den Boden gelegt werden. Der Tänzer hat auch zuweilen einen mit Menschenschädeln geschmückten Stab in der Hand. Gewöhnlich ist der Tanz mit Gesang und Musik begleitet, so wohl einzeln als im Chor, und viele ihrer Melodien sind wohlgefällig und melodisch.

Jeder Cabosir hat in seinem Hause sein eigenes Musikchor, und bei großen Aufzügen zählt man Hunderte von solchen Chören, die einen entsetzlichen Lärm in der Stadt verursachen. Trommeln dürfen bei keiner Musik fehlen. Der König hat in seinem Pallaste eine besonders große, mit der Haut einer Riesenschlange überzogene Trommel, einer Art Staats- oder Reichstrommel, die nur bei besondern Gelegenheiten geschlagen und ihm vorgetragen wird; z. B. bei Eröffnung eines Feldzuges oder bei Hinrichtungen. An dieser Trommel hängen die Köpfe mehrerer von den Aschantis besiegten Könige.

Die Sprache der Aschantis ist sehr weich und wohlklingend, und zu Poesie und Gesang sehr geeignet, und sie lernen fremde Sprachen mit Leich-

tigkeit. In öffentlichen Versammlungen zeigen sich diese Neger sehr beredet, und Verse improvisiren sie bei jeder Gelegenheit. Sehr stark poetisch ist es auch, daß die Aſhantis, wenn sie an einen Stein oder sonst an einen harten Gegenstand stoßen, statt unseres Weherufes laut und leidenschaftlich aufschreien: Das Ding ist toll, das Ding ist verrückt! So wie auch dieß, daß sie statt des gewöhnlichen Verbums „sein“ das Verbum „leben“ gebrauchen, z. B. nicht „die Schlüsseln sind in deiner Tasche,“ sondern „die Schlüsseln leben in deiner Tasche.“ Statt unseres prosaischen „gute Nacht“ sprechen sie „Schlafe, bis die Welt wieder erleuchtet ist.“

Wenn die Aſhantis in einen größeren Verkehr mit den Europäern kommen, und durch Missionäre aufgeklärt werden, wird ihre Bildungsfähigkeit sich gewiß sehr vortheilhaft herausstellen.

XXXII.

In Spanien bestehet eine Bruderschaft für die Rettung aus der Todsfünde. Sie ist nicht nur ein Asyl für Alle, die in Verzweiflung kommen, sondern auch eine trostreiche Nahrung für Solche, in denen noch mitten in der Lust des

Verbrechens nur einmal die Stimme des Gewissens erwacht. Wer sich an sie wendet, dem wird geholfen, und strengstes Geheimniß deckt die Wohlthat. Sie besißt zwei große Häuser in Madrid, eines für die Schuldigen, eines für die Verirrten. Alle entlassenen Strafgefangenen werden von hier aus versorgt, reuige Sünderinnen erhalten Mittel zu einer sittlichen Existenz; Verführte werden hier getröstet. Eine Frau, die an das Haus der Brüderschaft anklopft, braucht kein Zeugniß vom Polizeikommissär des Stadtviertels, oder vom Pfarrer des Kirchspiels, oder von einem Comitémitglied vorzuzeigen. Das Wort — ich bin Mutter — öffnet ihr das Thor und verschafft ihr all die zarte Rücksicht und Pflege, welche die Tugend im Unglück und die verführte Unschuld gleich sehr verdienen. Die edle Brüderschaft verstehet ihre höhere Sendung, sie weiß, daß jene demüthigenden Förmlichkeiten, welche man in der Gesellschaft „nothwendige Vorsichtsmaßregeln“ zu nennen beliebt, nur unnütze, das Unglück verhöhnende Grausamkeiten sind. Das Opfer des Elends oder der leichtgläubigen Liebe wird an der Thüre des Asyls von keiner rohen Neugier gequält. Niemand verlangt ihren oder ihres Verführers Namen zu wissen.

Verläßt sie das Haus, so bekommt sie ein mit einer
 Personalbeschreibung versehenes Zeugniß, welches
 ihr unfehlbar die Pforten des Vaterhauses öffnet,
 und sie vor jedem harten Worte schützt. „Die
 Brüder,“ so lautet die Formel dieses Zeugnisses,
 „stehen den Vater und die Mutter der Ueberbrin-
 gerin an, nicht zu vergessen, daß Gott ihrem Kinde
 verziehen hat, und daß ihre Tochter Mitleid und
 Trost verdient. Gott, unser Herr, wird ihnen
 dafür auch vergeben.“ Wehe dem Vater, der trotz
 dieser Ermahnung sein Kind zu verstoßen oder nur
 lieblos zu empfangen wagte! Er müßte allgemein
 für einen Menschen ohne Religion und Glauben
 erklärt werden, und in die stillschweigende Acht der
 Christen gethan, würde er trotz Rang und Stand
 gemieden werden wie ein Paria. Der Aufenthalt
 im Hause dieser Bruderschaft bringt keine Unehre,
 sondern verleiht ein Recht auf öffentliche Achtung,
 da man weiß, daß nur freiwillige Lust zur Besserung
 den Unglücklichen hingeführt. Es ist keine Polizei-
 anstalt, kein Arbeitshaus, kein Bettlergefängniß,
 wie man es in andern Ländern sieht. Und der
 Elende, der das heilige Asyl verlässe, um von
 neuem der Schande nachzulaufen, könnte nie mehr
 auf Gnade und Mitleid rechnen. Dieß weiß man.

Die öffentliche Meinung straft tausendmal härter, als das Gesetz.

Möge diese Art Brüderschaft bald in allen Staaten Nachahmung finden, denn sie ist der ächte Ausfluß der Menschen- und Christenliebe.

XXXIII.

Bei einer sehr bestimmten und ausgesprochenen Volksthümllichkeit besitzen die Türken sehr viele sittliche und staatliche Tugenden bei wahrhaft adeligen Zügen. Zu letzteren gehört im Umgang ein gänzlicher Mangel an aller mäckelnden Berechnung; überall tritt bei ihnen im Handel das Schenken und Draufgeben ein, um sich ja — bald könnte man sagen, keiner unchristlichen Procente schuldig zu machen. Wer mit einem türkischen Gewerbsmann zu thun hat, bringt diesem, besonders als Fremden, ein kleines Geschenk, wäre es auch nur eine Blume oder sonst eine kleine Aufmerksamkeit. Dagegen bewirtheet dann dieser seinen Kunden gewöhnlich mit einem frischen Trunk zu Eingefottenem oder mit einem schwarzen Kaffee. Für seine Arbeit fordert der Türke, wenn er es mit ordentlichen Leuten zu thun hat, nie einen bestimmten Preis, sondern überläßt es der Großmuth des Kunden,

diesen zu bestimmen. Edel und männlich ist ferner der schweigsame Ernst, besonders aber seine Zucht und Sitte in Wort und That. Schlüpfrige Gespräche, die in unseren Tagen fast die Blüthe abendländischer Romane und Gespräche ausmachen, würden den Türken empören, der solche Schattenseiten der menschlichen Natur tief im Innern seines Hauses und vor den Augen der Fremden verborgen hält. Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit sind eben so zwei schöne Tugenden des ächten Moslems.

Ihr Christen aller Sekten allzumal, nehmt ein Exempel an den Mahomedanern, und beeilt euch ihnen hierin nachzuahmen. Ihr rühmet euch einer höhern Cultur und Civilisation, und stehet doch nicht selten in der Moral unter der von euch als Barbaren angesehenen Menschengesellschaft.

XXXIV.

Die Sultane und Fürsten auf der Insel Java in Ostindien haben eine Menge Kebsweiber, und sind mit ihren Töchtern, sie an Mann zu bringen, sehr verlegen, und froh, solche an geringere Große (Edelleute) verheirathen zu können. Eine solche Ehe kommt aber dem armen Bräutigam immer theuer zu stehen, weil diese hochgeborenen Prinzen-

finen oft nur sehr eigensinnige Tyranninnen sind, die ihren Ehemann mit der höchsten Geringschätzung behandeln, und mit ihm nie anders als in der gemeinen Marktsprache, deren man sich nur gegen Sklaven und gegen die niedere Volksklasse bedient, sprechen, während der Mann selbst nur in der hochjavanischen Sprache mit ihnen reden darf.

Bei den Javanern gibt es drei Sorten von Heirathen; bei der ersten Djudjur wird das Mädchen gekauft, so daß sie nicht viel mehr als eine Sklavin ist, und auch wieder verkauft werden kann. Bei der zweiten Art Ambul-Amak erwählt der Vater eines Mädchens einen Jüngling von niederem Stande, der gar kein Familienrecht erhält, und den man nur so lange duldet, als es den Verwandten seines Weibes gefällt ihn zu behalten, und ihm nur die Ehre zugestanden, eine Frau von vornehmen Stande zu besitzen. Die dritte Art der Heirath, Semando, wird auf dem Fuß völliger Gleichheit eingegangen, so daß alle Güter gemeinschaftlich sind, und bei etwaiger Scheidung getheilet werden, diese Art von Heirath wird jetzt immer üblicher, da sie der häuslichen Zufriedenheit am meisten zusaget.

Bei der Kopulation liest der Priester einige

Sprüche aus dem Koran, welche auf den Ehestand Bezug haben und endet mit dem feierlichen Ausrufe: „Ich vereinige Euch durch das heilige Band der Ehe; seid getreu Euerem Versprechen und bedenkt, daß Euer Ehebündniß aufgehoben sein soll, wenn Ihr euch sieben Monate lang von Eurer Frau entfernt, ohne Kenntniß von Euerem Aufenthalt zu geben. Geht und lebt im Frieden. Friede sei mit Euch!“

In ihrem häuslichen Leben sind die Javaner, und besonders die Gebirgsbewohner sehr sittsam, und man hat kein Beispiel, daß ein Javaner seine Frau in Gegenwart Anderer geküßt hat, noch ihr ein unfreundliches Wort gegeben. Bei den Javanischen Frauen vereinigt sich eine liebenswürdige Gefälligkeit mit Einsicht und mancher Geschicklichkeit, und sie genießen daher eine große Achtung von ihren Männern, welche ihrer Seits weniger Untugenden besitzen, als die sich erhabenen dünkenden Europäer in dem Reiche der Ehe.

XXXV.

Der Ramazan (die Fastenzeit der Mohamedaner) hat veränderliche Standpunkte, und dauert einen Monat lang. Sie ist sehr streng und die Enthalttsamkeit erstreckt sich selbst auf Wasser,

Rauch- und Schnupstabaß, und ist eine wahre Peinzeit, wenn die Fasten in einem heißen Monate befolgt werden muß.

Man sieht oft in Konstantinopel Rahnführer, abgemattet vor Hunger und Durst, unbeweglich auf dem Boden ihrer Boote liegen, die Augen auf die Thürmlein ihrer Moscheen gerichtet, mit größter Angst erwartend, daß der Eintritt des Mondes ausgerufen werde, welcher das Fasten unterbricht. Aber nicht zu dem Wasser, sondern zuerst wird nach der Pfeife gegriffen. Sie ist fertig gestopft und das Feuer in der Nähe.

Der Strenge des Tages folgt unmittelbar die Zügellosigkeit der Nacht. Man fastet bei Sonnenlicht, und feiert den Carneval beim Mondeschein. So wie der Mond aufgeht, verbreitet sich eine allgemeine Fröhlichkeit. Die Moscheen, die öffentlichen Anstalten, die Kaffeehäuser und fast alle Privatwohnungen werden mit Lichtern bedeckt. Man besucht, man traktirt sich, man gehet zusammen an Orte, wo Taschenspieler und Erzähler ihre Schauspiele geben.

Bei Annäherung des Tages nimmt jeder eine solide Mahlzeit ein, um die nöthigen Kräfte zur Überstehung des Fastens zu gewinnen.

Wenn man den Gang der Menschen auf der Lebensbahn auf der ganzen Erdenrunde beobachtet, so stellt sich die Erkenntniß heraus, daß der größte Theil derselben Unwissende oder Narren in sich begreift, und die Kunst, entsprechend auf dem Erdenplaneten zu leben, nur dem viel geringeren Theile zuständig ist. Der größte Theil der Menschen taumelt wie besessen auf der Erde herum, und das Erkenntnißvermögen seiner Bestimmung fehlt den Allermeisten, daher der Mangel einer allgemeinen gleichen Gottes- und Menschenliebe.

XXXVI.

Die Koloschen, ein Indianerstamm an der Nordwestküste von Amerika, am Flusse Columbia, setzt den Russen unterthänig, hatten früher die Gewohnheit, um von ihrer Mannhaftigkeit einen Be- griff zu geben und Leib und Seele zu kräftigen, sich geißeln zu lassen. Jetzt geschieht es aber nur selten noch, weil sie durch die Russen andere Ansichten in dieser Hinsicht erhalten haben.

Die Geißelung ward an den Morgen sehr kalter Wintertage, wenn man sich im Meere gebadet hatte, oder am Abend beim Feuer in der Hütte vollstreckt. Der Älteste einer Familie geht an

die Meeresküste, läßt einen Bündel kahler Gerten bringen, wählet einige aus, und stellt sie hin, als ob er Jemanden erwartete. Darauf kommt der Beherzteste von Allen, die im eisigen Wogenschwall sich tummeln, aus dem Meere an den Strand gehüpft, biethet demjenigen, der die Gerten in der Hand hält, seine athletische Brust, und dieser haut nun so lange darauf los, bis sein Arm erlahmt, oder bis ein anderer Held aus Neid und Prahlerei den gegeißelten Helden hinwegstößt und seine Stelle einnimmt; die Tapfersten von Allen sind mit der freiwillig empfangenen Geißelung noch nicht zufrieden, sondern ergreifen noch harte Steine und Messer und rizen sich Brust und Arme auf, bis diese stark bluten. Dann eilen sie wieder in das Wasser, und bleiben so lang darin, bis sie völlig erstarrt sind. Man trägt sie dann an das Ufer zurück, legt sie auf eine Decke, und läßt ihren mit einer blutigen Eiskruste überzogenen Körper an einem tüchtigen Feuer aufthauen.

Diese Morgen-Geißelung ist, wie die Kosschen versichern, minder schmerzhaft, als man denken sollte, da sie in sehr kalter Atmosphäre statt findet, wobei das Wasser den Körper fast unempfindlich gemacht. Desto fürchterlicher ist die Gei-

Belung am Abend, in der vom Feuer erwärmten Hütte.

Wer alle diese Geißelungen rühmlich bestehet, von dem ist man überzeugt, daß er nie einer feigen oder niederträchtigen Handlung fähig sein werde. Als Zwangs- oder Strafmittel werden diese Geißelungen nie angewandt, da es vielmehr für eine schimpfliche Selbstbestrafung gilt, wenn man ihnen ausweicht.

Wenn rohe Völker auf diese Art von Barbarei einen hohen Werth setzen, so darf man sich darüber nicht so sehr verwundern, als über die civilisirten und hochgebildet sich dünkenden Nationen, die sich auf mancherlei andere Manieren zu geißeln und zu peinigen bemüht sind, vorzüglich in Kriegs- und Revolutionszuständen.

XXXVII.

Auf der Insel Java in Ostindien führen die angesessenen Holländer, als Herren derselben, ein sehr üppiges Leben, und besonders die Landbesitzer. Es ist bei ihnen zur Gewohnheit geworden, vor dem Mittagessen sich zu Bette zu begeben, und einige Stunden in demselben schlafend zuzubringen. Zuerst lassen sie sich von 3 bis 4 jungen Skla-

vinen entkleiden, worauf diese folgende Manövers verrichten.

1. Pidjit: ein sanftes Drücken der Arme, Beine, Lenden, des Rückens, des Halses, und selbst des Kopfes.
2. Sasau = sapu: ein leises Streichen des ganzen Leibes mit der flachen Hand.
3. Tjobit: ein sanftes Kneipen der Haut mit dem Nagel des Daumens und Zeigefingers über den ganzen Körper.
4. Tombock: leises und gelindes Stoßen mit der Faust.
5. Urut oder Ramas: ein kunstmäßiges Kneten und Kneten der Glieder und Gelenke, daß sie krachen oder knacken.

Alle diese Operationen, welche von sanften und geübten Frauenhänden verrichtet werden, führen eine wollüstige Ermattung herbei, die den Schlaf angenehm und stärkend, und die Glieder biegsam und gelenkig machen. —

Schau, schau, so weit hat es selbst der genußsüchtige, genußreiche Epikur nicht gebracht!! Lust zur Nachahmung möchte sich jedoch überall vorfinden.

XXXVIII.

Die Derwische sind moslemitische Bettelmönche, welche meistens gefährliche Räuber wären, stünden sie nicht unter der Gewalt eines Oberhauptes, der eine unbeschränkte Gewalt über sie hat und ausübet. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Predigen, sie thun das Gelübde der Armuth und Keuschheit und leben von Almosen, aber viele beobachten ihre Pflichten nicht, und ergeben sich allen Arten von Ausschweifungen. Manche bleiben Monate lang an einem Orte und in einer lästigen Stellung ohne eine einzige Bewegung zu machen, wodurch sie in den Ruf von Heiligkeit gelangen. Sie besitzen einige medizinische Kenntnisse, und machen sich durch dieselben brauchbar, auch führen manche auf Straßen und öffentlichen Plätzen allerlei Kunststücke aus, und gelten deshalb für Zauberer.

Man unterscheidet zweierlei Derwische, Heuler und Dreher. Sie besuchen die Städte und Dörfer, die Märkte und Messen, um die Pinsel, die auf sie hören und ihnen glauben, auszubenten, meistens haben sie auch geheime Aufträge, die von ehrlichen Leuten nicht übernommen werden, und machen für die Großen die Spione und Unter-

händler. Unter der Maske der größten Armuth verbergen sie oft große Reichthümer, die sie durch schimpflichen Dienst erworben haben. Sie haben überall Zutritt, selbst in den Harems, wo sie Intriguen anspinnen.

Das Hauptkloster dieser Mönche ist zu Koniah in Kleinasien, von wo sie sich nach allen Richtungen verbreiten. Auf dem Kopf tragen sie eine spitzige, mit kabalistischen Zeichen bedeckte Mütze und führen einen Zauberstab; an ihrem linken Arm hängt eine Galebasse, die ihnen als Schüssel dient, um die ihnen geschenkten Lebensmittel zu sammeln; an ihrem Gürtel hängen stets zahlreiche große Rosenkränze, eine Menge Amuletten, eine kleine Kosnuß zum Kaffeetrinken, ein Feuerzeug und ein Sack mit Tabak, auch sieht man gewöhnlich einen großen Dolch daran blinken; ein langer Rock, ein Bettelstock und ein Schaf- oder Tiegerfell vollenden ihre Ausrüstung.

Die Oberhäupter der Derwische machen Rundreisen und halten bei Großen und Reichen an, die ihnen stets Gastfreundschaft gewähren, wofür sie aber nicht Dank spenden, sondern eine Entschädigung fordern. Wird diese nicht gewährt, weil solche meistens zu übertrieben ist, so richten sie sich an der

Hausthüre ein, bleiben Monate, ja Jahre lang daselbst, bis sie völlig bezahlt sind.

Die niedern Dermische lassen sich in Gast- und Kaffehäusern, Kaufbuden, bei Bäckern und Fleischaekern nieder, zehren darauf los und bezahlen niemals, fordern nebstbei auch das gewöhnliche Almosen. Vermög dieses Privilegiums durchwandern sie ohne Kosten alle moslemitischen Länder, und kommen dann mit Gold und Silber wohl versehen in ihre Heimath zurück.

Wie dumm sind doch die Menschen, daß sie sich von solchen Spiszbuben ausbeuten lassen.

XXXIX.

Die Bewohner der Westküste von der Insel Borneo im Ostindischen Meere sind einer außerordentlichen Spielwuth ergeben, in Folge derselben sie auch ihre Freiheit auf's Spiel setzen. Die Menschen werden dort als Schuldverschreibungen, als Pfänder angenommen, welche jedoch nicht so leicht ausgelöst werden können; dergleichen lebende Schuldscheine oder Pfänder heißen: Budak, und müssen jede Schuld ab dienen, was jedoch nur sehr wenigen gelingt, und sie oft zwingt, mit Weib und Kindern ihrem Herrn dienstbar zu verbleiben. Das

Wort der Sklaverei hat sich in das des Budak verwandelt, und ist fast eines und dasselbe Los Bereitende.

Die Behandlung, welche die Budaks genießen, ist indeß im Ganzen sehr gut. Sie dürfen nicht willkürlich gezüchtigt werden, ja der Eigennuz ihrer Herren zwingt sie, solche menschlich zu behandeln. Alle Budaks stehen unter einer von der Regierung angestellten obrigkeitlichen Person, und hat ein Budak etwas versehen, die Befehle seines Herrn nicht gehörig befolgt, zu schlecht oder zu faul gearbeitet, oder gar seinem Herrn etwas entwendet, so darf ihn derselbe doch nicht selbst bestrafen oder gar körperlich züchtigen, sondern er muß ihn bei dem Richter verklagen, der die Sache untersucht und darüber sein Urtheil fällt. Ja, wenn sein Herr dem Budak eine Ohrfeige vor Zeugen giebt, und der Beorfeigte den Herrn verklagt, so muß dieser denselben aus dem Register seiner Budaks streichen.

Die Frauen gehen aber mit den weiblichen Budaks oft sehr grausam um, wenn sie Verdacht schöpfen, daß ihre Männer mit ihnen in einem vertrauten Verhältniß leben. Sie sperren diese Unglücklichen in ein Gemach und bestreichen den empfindlichsten Theil ihres Körpers mit einem Brei

von zerstoßenem spanischen Pfeffer, welcher einen mehrere Tage langen furchtbaren Schmerz verursacht, und die Folgen jahrelang empfinden läßt.

Die Budaks sind verarmte Spieler, und zwar solche, die ihr ganzes Vermögen im Wetten auf Hahnengefechte verspielen, zu Ausborgungen ihre Zuflucht nehmen, und da sie auch dieses Geld verspielen und nicht zurückzahlen können, so verfallen sie in die Lage, solche abdienen zu müssen, was ihnen aber selten gelingt.

Auf den Inseln Java und Sumatra, wo beinahe ein jedes Dorf eigene Fechtplätze hat, werden oft 200 bis 300 fl. auf einen Hahn gesetzt, auf dessen Kraft man ein besonderes Vertrauen setzt. Ja die Spielwuth gehet so weit, daß man Mutter und Schwestern, zuletzt Frau und Kind auf einen Hahn setzt. —

Wo man noch immerhin auf einen Erdtheil hinsieht, so findet man noch überall Mangel an jeder gesunden Vernunft und die Narrheiten auf jedem Lebenswege. Wie lange wird sich die Menschheit martern und peinigen, bis sie zur Erkenntniß des wahren Lebenszweckes gelangt? Wahrscheinlich niemals in der Allgemeinheit.

XL.

Chinesen und Holländer gehen aus gleicher Absicht nach Ostindien, nämlich um sich zu bereichern. Bei ihrer Ankunft in Pontianak, an der Westküste der großen Insel Borneo, bleiben nur sehr wenige Chinesen, um als Gesellen oder Tagelöhner zu arbeiten, bringen es wohl mit der Zeit als selbstständige Meister zum Wohlstand, aber nicht zum Reichthum. Die meisten ziehen tiefer in das Land hinein und widmen sich dem Ackerbau, und nebstbei auch dem Handel. Sie sind in Betreibung desselben unermüdet. Jeder Verdienst wird freudig mitgenommen, kein Profit ist ihm zu gering. Verdient er an einer Sache einen Kreuzer, so giebt er sie weg, um für das eingelöste Geld wieder eine andere kaufen und mit derselben wieder etwas verdienen zu können. Man muß aber in Geschäften mit ihnen ganz vorzüglich auf seiner Huth sein, um nicht durch ihre Schlaugkeit, und in dieser Rücksicht, Spitzbüberei, hintergangen zu werden. Sie sind die Juden jener Gegend, und um Hundert Procente schlimmer, und unterscheiden sich von diesen darin, daß sie nicht allein den Handel, sondern auch den Garten- und Feldbau mit gleichem Fleiße betrieben. Wer mit den gewöhnlichen Marktpreisen

nicht schon etwas bekannt ist, so daß er sich an ihr erstes Fordern durchaus nicht stößt, sondern nur eine Kleinigkeit weniger bietet, kann immer darauf rechnen, daßer das Doppelte und Dreifache, zuweilen mehr als Zehnfache des Werthes bezahlt. Aber auch mit Verfälschung der Waare oder mit Lieferung schlechterer als das Muster ist, wird man betrogen, aber dieses geschieht meist von Kaufleuten, die im Großen verkaufen, die Krämer haben dazu nicht so gute Gelegenheit, weßwegen es nicht rathsam ist, in Ballen zu kaufen, ohne sie vorher geöffnet und genau untersucht zu haben. Fast immer wird man einige von geringerer Qualität, selbst gänzlich verdorbene darunter finden, und sind sie einmal für gut gekauft, dann müssen sie auch für gut bezahlt werden.

Beim Wiedereinpacken der Ballen darf sich der Käufer keinen Augenblick davon entfernen und muß genau aufpassen, sonst wird das eine oder das andere unter seinen Augen noch verwechselt. Das chinesische Handelsprinzip ist nicht billiger Gewinn, sondern: „Thue die Augen oder den Geldbeutel auf.“ Unter den Schinken, welche aus China kommen, findet man zuweilen auf das künstlichste und täuschendste genau geformte, oben bemalte

Hölzer mit Schweinesfett überzogen; wer einen solchen gekauft hat, braucht nicht zu denken, daß, wenn er ihn zurückbringt, er auch nur einen Pfennig vergütet oder gar an dessen Stelle einen andern bekommen würde. Der Käufer hatte ja Augen, wie er ihn erstand, und diese zu gebrauchen, konnte ihm der Käufer nicht weigern.

Wird ein Chinese bei einer oder der andern solcher Spitzbübereien ertappt, so bringt ihn dieser Umstand nicht in die geringste Verlegenheit. Hat er es mit einem Chinesen zu thun, so legt er die ausgeschossenen Waaren mit einer höflichen Verbeugung zurück, und packt an deren Stelle eben so viele gute in den Ballen wieder ein, wogegen der Verkäufer kein Wort einwendet. Ist der Käufer hingegen ein Europäer, und macht ihm über eine solche Betrügerei Vorwürfe, so verbeugt er sich ebenfalls ganz höflich und entschuldigt sich mit der Aussage, daß er die Waaren nicht selbst eingepackt habe, und also auch nicht wissen könne, daß schlechtere oder unbrauchbare darunter wären. Auch ganze Ballen schlechter Waaren werden ausgetauscht, oder ist man nicht dazu in der Lage, genau berechnet und von der Kauffsumme abgezogen, wenn man nur mit demselben noch nicht aus dem Hause gewesen ist.

Die Ehrlichkeit ist überall nur eine Tugend und kein Gemeingut.

XL I.

Ein großes chinesisches Gastmahl enthält folgende Speisen: Vogelnestersuppe, fettes Schweinefleisch mit Schmorkartoffeln, Schweinsfüße, geschmorte Pilze, Vogelnestsalat, Gänse-Kleinsuppe, junges Kagenfleisch, Rattenfleisch, Haifischflossen, gedämpften Hund, Rattenpastete, Schneckenpastete u. s. w., alle Speisen in schönen Porzellanschüsseln aufgetragen. Die Chinesen müssen einen andern Magen, als wir Europäer haben, um derlei Gerichte zu verdauen und geschmackvoll zu finden.

XL II.

Ein chinesischer Leichenzug kündigt sich mit einer schauerhaften Musik an. Dem Sarge trägt man Laternen, Fächer, Tischchen mit Speisen für den Todten voran, an dessen Seiten gehen die Verwandten in weißen Trauerkleidern, und vor Schmerz so gebeugt, daß sie den Oberkörper ganz wagerecht halten. In der Hand führen sie einen weiß umwickelten Stab, und ziehen nicht weinend, sondern brüllend einher. Hinter ihnen wandeln

die Weiber in ähnlicher Verzweiflung, bleich mit aufgelöstem Haare, ebenfalls weiß und von ihren Dienerinnen begleitet. Aber es ist nicht besonders immer Ernst mit diesem heulenden Jammer, welcher nicht selten von gemietheten Leuten dargestellt wird. Die Menschen lieben überall ein Komödienleben.

XLIII.

Bei den Uskokan ist es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung ihres Kindes dessen Wiege auf dem Kopf trägt. Bei der Einscharrung schimpft sie auf den Tod, daß er das Kind geraubt hat, aus dem ein großer Held oder sonst ein ausgezeichnete Mann hätte werden können, und schließt ihre Rede mit den Worten: „Du grimmiger, ungestalteter, wüster, häßlicher, gräßlicher, unerbittlicher Tod, du hast mir das Kind genommen und gefressen. Dahier nimm auch die Wiege dazu und stopfe damit deinen Mund, daß dir alle Zähne ausbrechen.

XLIV.

Die Negervölker in Sennar (Afrika) leben in Familien zusammen, fast ohne allen Unterschied des Geschlechtes, des Alters und selbst der Verwandtschaft. So lange die Kinder klein sind, küm-

mern sich die Mütter um sie wegen ihrer thierischen Erziehung, und eigentlich, weil sie ein Eigenthum sind, das man verkaufen kann. Sobald der Sohn herangewachsen ist, verschwinden alle Verhältnisse zwischen ihm und seinen Eltern, und das führt zu einem der schrecklichsten Verbrechen, zum Morde des alten Vaters, überhaupt zur Vernichtung der alten Leute, aber diese blutige Gewohnheit herrscht nicht bei allen Negern, doch mit Gewißheit bei dem Stamme Burnu, und ist meist ein freiwilliger Selbstmord der Alten, auf die man mehr durch Ueberredung, als durch Gewalt einwirkt. Die Sache geschieht auf folgende Weise: man grabt ein Grab, etwa mannestief, vom Grunde desselben aus führt man nach der Seite hin ein Loch von einer Größe, daß ein Mensch sich hinein legen kann, dann führt man den Greis herbei, welcher nach dem Ausspruch der Neger all sein Brod auf dieser Welt gegessen hat, das heißt, nicht mehr im Stande ist, sich seine Nahrung zu holen. Man schlachtet einen Ochsen und bringt Bier herbei; das Opfer erhält nun zu essen und zu trinken, während die Andern auch schmausen und zechen. Wenn der Greis völlig betrunken ist, legen sie ihm ein Goldkorn in den Mund, je nach dem

Reichthum und der Freigebigkeit derer, welche bei dem Feste gegenwärtig sind; dieß, sagen sie, geschieht, damit er den Durchgang nach jener Welt bezahlen kann. Dann lassen sie ihn in die Grube herab, und zeigen ihm das Loch, in das der Unglückliche hinein kriecht; dann wird Alles mit Erde verschüttet, und über dem Grabe beginnt ein Tanz! — Wie viele Jahrhunderte werden vergehen, bis die Negervölker den Zweck des Lebens, und seine Annehmlichkeiten in Bildung und Kultur begriffen haben werden?

XLV.

Auf der ganzen Westküste der Insel Borneo im Ostindischen Hauptmeere, wird das Zuckerrohr in ziemlicher Menge gebaut, es wird aber nicht Zucker daraus bereitet, sondern nur stückweise oder in Stangen auf dem Markte als durststillendes Mittel verkauft. Eine Stange kostet $1\frac{1}{4}$ Kreuzer, und wird von Kindern, Männern und Frauen ausgefogen. Unsere Zuckerraffination, je feiner sie ist, ist aber mehr ein gewürzartiges, reizendes Produkt, wie man an dessen brennender Schärfe im Munde wahrnimmt, und bloßes Zuckermehl würde eher der körperlichen Konstitution zusagen, als das süße

Salz des Zuckers durch dessen Fabriksbetriebsgestaltung mit manchen einwirkenden Zuthaten. Weit lieblicher ist der Erdäpfelsyrup und mild in seiner Süße, und vorzüglich der aus der Rahlendörfler Fabrik bei Wien, der Gesundheit zusagender, als der Honig der Bienen, welcher reizende Pflanzensstoffe enthält.

VLVI.

Ein Park, auf der Insel Java in Ostindien, den Niederländern gehörig, ist das reichste Treibhaus auf Erden. Man denke sich die köstlichsten Pfleglinge, die süßesten lächelnden Blumen aus dem Gewächshause eines Monarchen, das reizendste Spiel der Fantasie lebend, in Gestalt von Blüten und Blättern, wie es aus den Händen eines schönen Mädchens hervorginge. Auf dem weichsten und frischesten Rasen sind sie zufällig zu Gruppen vereinigt, oder in malerischer Absichtslosigkeit hingeworfen, ragen einzeln mit vollen Kronen, mit gefächerten Zweigen zum tief blauen Himmel empor, oder bilden in größern oder kleinern Haufen unvergleichliche Kuppeln, von den schlankesten oder den massenhaftesten Säulenstämmen getragen. Gebüsch wechselt mit majestätischem Röhrich, durch dessen Lanzenschäfte der Morgenwind

so verführerisch säuselt und flüstert. Die derbsten oder saftigsten Blätter wuchern und glänzen zwischen und neben einem Laubwerke, als ob die zartesten lichtgrauen Federn aneinander gereiht, an Zweigen lose befestigt, zu zierlichen Büscheln vereinigt wären. Baum, Staude und Strauch sind mit Blüthen bedeckt, mit großen und kleinen Formen in unnachahmlichem Schmelze, daß man nicht weiß, sind es farbenschillernde Schmetterlinge, welche ruhen, sind es farbenglühende Sterne, die über Nacht alle auf die Pflanzen gefallen sind. Dazwischen ziehen sich wohlgeebnete Kiespfade, in vielfach wechselnden Windungen unter Lauben hin, die ein Gewölbe aus anmuthig gefügtem Gitterwerke bedeckt, wo in munterm, lebendigen Durcheinanderwirren Schlingpflanzen jeglicher Art ihr helles Blättergeschmeide, ihre bunten Blüthenbüschel dem Ruße der Morgensonne darbieten, daß ihr Strahl die feuchten Edelsteine trinke, welche in den Kelchen funkeln und flimmern. Eine Gegend Javas, Preniger Regentschaft genannt, ist das Paradies aller ostindischen Wunderlande, der Paradiesgarten Javas, und doch wohnen auch dort keine Engel, sondern irdische Menschen, mit allen guten und schlechten Eigen- und Leidenschaften, und nie in der Mehr-

heit, die letztern am zahlreichsten. Der schönste Theil der Erde ist noch kein Himmel, denn es fehlt ihm die geistige Klarheit seiner Bewohner, die Ewigkeit des Lebens auf Erden.

XLVII.

In der Provinz Constantine (Algier) wird ein sogenanntes Regenfest bei einem trockenen Frühling gefeiert. Die mahomedanischen Priester (Marabuts) schreiben eine Bußzeit aus; aus allen Moscheen ziehen Prozessionen mit ihren heiligen Fahnen aus, singend und betend durch die Stadt, indeß die liebe Gassenjugend, Derwische und Wahnsinnige, welche bei den Mahomedanern für Inspirirte und Heilige gehalten werden, den Schluß der Prozession gestalten, und die Wahnsinnigen von einer Bande großer Jungen mit Gewalt zum Thore an die Ufer des Flusses Rumnol hinausgeschleppt werden, und dazu litaneienmäßig gesungen wird:

„Es ist kein anderer Gott als Gott,
Sein Regen helf' uns aus der Noth.“

Außer Athem und schweißstriefend kommen die Wahnsinnigen auf einen kleinen Felsen, der den Fluß überraget, und von demselben unter schallendem Gelächter von vielen hundert Neugierigen kopsüber

in das unfreiwillige Bad gestürzt werden, von wo aus man sie unter denselben Ceremonien wieder nach der Stadt zurückführt.

Diese Wasserprobe dauert vierzehn Tage, während welcher über 50 dieser Ausgewählten täglich auf eine für sie so unbequeme Art gebadet werden. Wenn jedoch der zu ersiehende Regen noch nicht eintritt, werden auf dem Gipfel einer Anhöhe nächst der Stadt große Zelte aufgeschlagen, unter welchen die Marabuts, unter einem ungeheueren Zulauf von Menschen, den ganzen Tag mit Singen und Beten zubringen. Einer derselben legt das Gelübde ab, keinen Tropfen Wasser mehr zu trinken, bis es regnen würde, ein anderer Berrückter läßt sich eine große Quantität Mehl geben, woraus er mit Wasser eine ungeheuerer Schüssel voll flüssigen Breis verfertigt, mit der Erklärung, daß es regnen würde, sobald er seinen Brei würde aufgezehrt haben. Nun macht er sich ans Werk, allein trotz seines ächt homerischen Appetits ist es ihm unmöglich, auch nur den zwanzigsten Theil hinabzuschlingen. Der Unglückliche wendet alles an, um den Inhalt der Schüssel zu vermindern; er besalbt sich den Bart, Arme und Füße, sowie auch seine ganze Kleidung mit einer dicken Lage Brei, und sein Bauch strotzt

wie eine Trommel, da aber der erwartete Regen noch nicht kommen will, entflieht er endlich aus den Augen der Zuschauer. Stellt sich aber zufällig um diese Zeit einiger Regen ein, so erschallt ein großer Jubel zur nicht geringen Satisfaktion des dürstenden Marabuds, und die heiligen Fahnen werden nach den Moscheen zurückgetragen.

XLVIII.

Wenn man im Innern von Südamerika reist, läßt man Abends die Thiere frei weiden. Um indessen zu verhindern, daß sie sich nicht gar zu weit entfernen, gibt man jedem Trupp ein altes Pferd, das man *Madrina* heißt, und das keine andere Obliegenheit zu erfüllen hat, als der Maulthiersfamilie zum Führer zu dienen. In kurzer Zeit gewinnt dieses Pferd durch seine Erfahrung in Betreff der Weiden, so wie der Punkte, an denen Wasser zu finden ist, die auffallendste Macht über die Maulthiere. Sie gehorchen ihm in allen Stücken und folgen ihm unablässig. Doch weiß die *Madrina* auch nöthigenfalls ihrem Ansehen durch kräftige Hufschläge, die sie den ungelehrigen Maulthieren gibt, Achtung zu verschaffen. Diesem leitenden Pferde hängt man eine Glocke um den Hals, deren

Geflingel den Maulthiertreibern dann leicht die Richtung andeutet, in welcher sie die Thiere zu suchen haben. Werden während der Nacht die Maulthiere von irgend einer Gefahr bedroht, so schart sich der ganze Trupp um die Madrina, lauert ein Tiger oder ein Jaguar, so bilden die Maulthiere einen Kreis um ihre Beschützerin, alle ihre Köpfe sind ihr zugewendet, und mit furchtbaren Hufschlägen weisen sie den Feind zurück, der sie anfällt.

XLIX.

Von dem kleinen schmutzigen Dorfe Aripo, auf der Insel Ceylon im ostindischen Meere, gehen jeden Morgen während der Perlensischereizeit 200 Boote in die See, von welchen jedes zwei Taucher, zwei Gehilfen und einen Soldaten mit geladenem Gewehre enthält, welcher darauf zu sehen hat, daß die Muscheln ihrer Schätze nicht eher entledigt werden, als bis sie an das Ufer gebracht sind. Wenn die ganze Flotte an ihrem Bestimmungs-
 plaze etwa 4 englische Meilen vom Lande angekommen ist, beginnt die Perlensischerei. Um den Tauchern zu erleichtern, den Meeresgrund zu erreichen, der 10 bis 20 Klafter tief ist, hat man ein langes Tau um eine Rolle gewunden, welche

von einer Duerstange am Mast über den Bord hinaus hängt, und an das Tau einen Stein von 200 bis 300 Pfund Gewicht befestiget; man läßt den Stein neben dem Boote herab und der Taucher, welcher einen Korb bei sich hat, der gleichfalls mit einem Tau im Boote befestiget ist, gibt, auf dem Steine stehend, ein Zeichen, ihn herabzulassen, und sinkt somit ganz rasch auf den Grund; dann wird der Stein wieder heraufgezogen, während der Taucher im Wasser mit der rechten Hand so viel Perlenmuscheln als möglich in seinen Korb legt und mit der linken an Felsen oder Seeegewächse sich fest hält. So wie er diese losläßt, schießt er an die Oberfläche empor und wird sogleich von dem einen Gehilfen ins Boot gezogen, während der andere den Korb mit den Muscheln aufzieht. Dann wird der zweite Taucher ins Wasser gelassen, und so geht es abwechselnd fort bis 4 Uhr Nachmittags, wo sodann alle Boote nach Aripo zurückkehren. Der Taucher, welcher am längsten im Wasser geblieben, bekommt eine Belohnung. Die längste Zeit erstreckt sich höchstens auf 2 Sekunden, und nicht länger ohne Nachtheil.

Die eingebrachten Muscheln werden in das Magazin der Regierung gebracht, wo solche bei

eingetretener Fäulniß sich selbst öffnen. Sie werden in kleine Haufen getheilt und meistbietend verkauft.

Diese Art ist ein Lottospiel, indem man vielleicht einige Pfund Sterlinge für einen großen Haufen Muscheln bezahlt, ohne eine einzige Perle darin zu finden, während ein armer Soldat, welcher 1 oder 2 Groschen für $\frac{1}{2}$ Duzend anlegt, vielleicht eine Perle darin findet, so werthvoll, daß er damit nicht nur seinen Abschied erkaufte, sondern auch den Rest seines Lebens sorgenlos zubringen kann. Es kommen nur wenige Perlen aus Ceylon nach Europa, denn sie werden beinahe sämmtlich an die reichen Bewohner der Küste von Ostindien verkauft.

L.

Auf der Insel Borneo befindet sich die Gattung der langnasigen Affen, welche statt einer eingedrückten Nase einen fleischigen Rüssel haben, welcher über den Mund herabhängt, und an dessen Ende sich die Nasenlöcher befinden. Der Affe kann denselben nach Belieben einziehen und aufblähen, wobei die Nasenlöcher dergestalt sich erweitern, daß man einen Finger hineinstecken kann, ohne die Wände des Rüssels zu berühren. Seine schmutzigen Haare bilden an der Unterfinnlade, Hals

und Nacken einen breiten abstehenden Kragen. Dieser langarmige Affe mit 2 bis 3 Zoll langem, grauem, wolligem, aber nicht krausem Haare, hat ein schwarzes Gesicht und eben solche Hände; durch seinen langen Bart, wodurch sein eben nicht großes Gesicht noch kleiner aussieht, bekommt er ein altes, träges Aussehen. Seine vordern Arme sind lang, so daß er mit einem nur etwas vorgebückten Rücken die Erde mit den Fingerspitzen berührt. Er ist ein sehr gutmüthiges Thier, welches zwar nicht rastlos klettert und springt, wie die meisten Affenarten, aber deswegen doch nicht stille ist. Er wird sehr leicht gezähmt, und in diesem Zustande trifft man ihn häufig bei den Einwohnern an einer langen 5 bis 6 Fuß hoch über der Erde auf zwei Pfählen befestigten Querstange neben ihren Wohnungen. Er schwingt sich alsdann beständig mit seinen langen Borderarmen von einer Stelle zu der andern. Sehr oft nimmt er das ihm dargereichte Obst mit der einen Borderhand an, und verzehrt es, indem er mit der andern hängen bleibt; hat er seine Mahlzeit verrichtet, dann schwingt er sich wieder weiter, bis Jemand kommt, um ihm die Hand zu reichen, die er alsdann grinsend aber zutraulich schüttelt. So wie er bemerkt, daß man

wieder fort will, läßt er sie wieder gutwillig los und schwingt sich wieder hin und her.

LI.

Ein englischer Offizier berichtet über die Schlangenbeschwörer Folgendes: In einem Winkel des Hofes lag eine ungeheure Klapperschlange ganz ruhig, als der herbeigeholte Schlangenbeschwörer, ein alter Eingalese, sich dem Hühnerstalle näherte, und einen seltsamen, monotonen Gesang anhub. Die Schlange ward unruhig, rollte sich auf, und zeigte uns den ganzen Umfang ihres riesenhaften Körpers, der höchst zierlich weiß und schwarz gefleckt war, schien indessen nicht im mindesten geneigt, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Der Eingalese zog sie daher am Schwanz aus ihrem Zufluchtsorte, und versteckte sich dann, ohne jedoch seinen Gesang zu unterbrechen.

Die Schlange, welche sichtbar immer unruhiger wurde, erhob sich hierauf auf den untern Theil ihres Körpers, und reckte den Kopf, als wolle sie auf ihren Feind sich losstürzen, aber dieser, ohne im geringsten eingeschüchtert zu sein, stellte sich ihr entgegen, und zog sich immer singend durch eine Seitenbewegung bis dicht an die Schlange,

indem er ihr einen rothen Lappen am Ende eines Stockes entgegenhielt, was nach ihrem Gezische zu urtheilen, sie sehr zu reizen schien. Während einer Stunde setzte der Alte sein Verfahren fort, ging, drehte sich um, sang und brachte die Schlange endlich dahin, daß sie ihre Augen starr auf den Beschwörer richtete, jeder seiner Bewegung folgte, das Haupt gleichsam nach dem Takte neigte, als ob sie seinen Gesang begleitete, und nichts dagegen hatte, daß er nach und nach sich allerhand Freiheiten mit ihr erlaubte. Zuerst warf er ihr einen Besen, dann ein Tuch, und endlich ein Huhn zu, welches von der Schlange mit Gezisch empfangen und gebissen wurde. Das Huhn starb in drei Minuten, aber den Eingalesen wagte die Schlange nicht anzugreifen.

Wie groß war aber unser Schrecken, als der Beschwörer, gleichsam seines Sieges gewiß, sich immer der Schlange singend näherte, sie berührte, ihr mit der Hand den Kopf und den Hals streichelte, und dieß ungestraft mehrmal wiederholte. Es war weder Taschenspiellerei noch Betrug im Spiele, und es scheint, es gebe einen magnetischen Einfluß, der sich auch auf die Thiere erstreckt. Auch in Egypten giebt es Schlangenbeschwörer,

welche die Kunst verstehen, den Schlangen erst das Gift zu benehmen, und solche dahin zu bringen, daß sie nach ihrer Pfeife, auf den Schweif sich erhebend, tanzen müssen.

LII.

Auf der Insel Ceylon im asiatischen Südmeere bestehet noch die Lehre der alten Verehrer des einzigen Gottes, Buddha daselbst genannt. Die Tempel, demselben geweiht, sind in den dichtesten Wäldern versteckt, und wenn man einen besucht, so wird man von vornehmen, gastfreundlichen Priestern empfangen, in gelben Gewändern mit geschorenem Haupt und Bart, und unter ihr Dach geführt. Hier erfüllt der Duft der seltensten Blumen die Atmosphäre, und das Schimmern der mit Cocosöl gefüllten Lampen beleuchtet den riesenhaften, aus dem Felsen gehauenen und mit brennenden Fackeln, namentlich orange und gelb bemalten Buddha, der sitzend oder liegend die ganze Höhe oder Länge des Tempels einnimmt. Die gastfreundlichen Priester setzen sogleich den Besuchern ein reinlich bereitetes Mahl vor, das aus Vegetabilien mancherlei Art bestehet. Die bei dem Tempel erzeugenen Kinder umgeben den Fremden mit fin-

discher Neugier. Einige wehen ihm mit Fächern Luft zu, andere bringen kaltes Wasser, und bald ist eine Cigarre bereitet aus den im Garten abgerissenen Blättern, oder reicht Bettel, Zuckerrohr und vielerlei Erzeugnisse, von denen man sich kaum etwas träumen läßt. Die Bewirthung geschieht mit schweigender Ehrerbiethung.

Diese Waldgeistlichen flößen ihren Schülern Wohlwollen und Sanftmuth ein, und bilden sie zu friedlichen guten Menschen. Durch diese Eigenschaften zeichnen sich die Eingeborenen der Insel Ceylon aus, welche ein einförmiges, redliches Leben führen. Die in diesem sehr schönen Lande lebenden Menschen sind glücklich, ihre Gesichtszüge sind edel, der Ausdruck sanft und gutmüthig; sie zeichnen sich durch eine stattliche Gestalt, hohen Wuchs und angenehme Körperbewegungen aus.

Es ist schmerzlich, das Lobenswerthe dieser als halbwild von Europäern angesehenen Nation nicht auf dieselben in diesem Maße anwenden zu können; in Europa, wo leider die immer sich erneuende Kriegesfurie und Revolutionsucht das Leben der Menschen größtentheils zu einem unglücklichen gestaltet.

LIII.

Die Stimmung des Kaisers von Marokko bezeichnet die Farbe seines Pferdes. Reitet er auf einem weißen Rosse aus, so erschallt ein allgemeiner Freudenruf von den Zuschauern auf den Dächern. Sie rufen freudig aus: der Sultan reitet ein weißes Pferd, dieß bedeutet Freude und Vergnügen. Reitet er auf einem rothen Pferde, so führt er Lanze oder Säbel, und erscheint er auf einem schwarzen, so hat er Pulver und Muskete. Diese äußern Zeichen haben demnach eine vorzeichnende Bedeutung.

LIV.

Die Juden der Berberei (Afrika) sehen auf die Juden in den christlichen Ländern hoch herab. „Wir haben,“ sagen sie „nur die Versuchungen der Armuth und Gefahr zu bestehen, sie aber die des Wohllebens und Reichthumes.“

In Marokko soll sich die Zahl der Juden auf eine Million belaufen. Sie zahlen keine Kopfsteuer, aber eine andere erst neu eingeführte. Ehemals übermachten sie dem Herrscher eine goldene Henne mit 12 Küchlein in emailirter Arbeit, und dieß war ihre ganze Steuer. In Tunis und Tripolis geschieht dieß noch. Freilich sind sie nichtsdesto-

weniger manchen Erpressungen von Seite der Provinzialgouverneure ausgesetzt, und es kann sie Jedermann an jedem heiligen Plage schlagen, wo die Schuhe abgenommen werden müssen; sie wissen aber diesem Schmachte meistens auszuweichen, und in der Neuzeit ist kein Beispiel von diesem Unfug vorgekommen.

LV.

Kein Volk in Europa ist so sehr geneigt, sich durch eheliche Verbindung mit fremdem Blute zu vermischen, wie das russische. Deutsche Bauer-mädchen sind von russischen Beamten und Kauf-leuten fast eben so gesucht, wie die schönsten Mädchen aus dem georgischen und armenischen Adel, und während der russische Adel sich in Georgien mit dem einheimischen durch Heirath verschwägert, stehlen ledige Leibeigene im südlichen Rußland die Töchter der Tartaren, heirathen die Kosaken am Kuban die geraubten Tscherkessenmädchen. Bemerkenswerth ist es, daß aus allen diesen Misch-ehen, auch mit deutschen Mädchen, fast immer ächt russische Kinder, dem Typus und dem Charakter nach, hervorgehen — eine Thatsache, welche für die solide Kraft der slawischen Race zeugt.

LVI.

Die Zigeuner stammen wahrscheinlich aus Südastien und mögen durch eine andere Volksübermacht aus ihrem Vaterlande verdrängt worden sein, und zerstreuten sich in allen Erdtheilen, wie die Juden. Sie führen in Syrien, Aegypten und Persien ein Wanderleben. Die Männer handeln mit Eseln, Pferden und Rindvieh, und gewinnen meist ihren Lebensunterhalt durch die Leichtgläubigkeit der Menge. Die Weiber wahrsagen und verkaufen Amulette, und bereiten Liebestränke. Von Religion bemerkt man nichts bei ihnen, in-
 desß haben viele aus Zwang das mahomedanische Glaubensbekenntniß gelernt und wiederholen es, wenn man in sie dringt. Sie essen Fleisch von allen Thieren, das Schwein ausgenommen. In der Nähe von Städten bekleiden sie sich wie andere Leute, aber in den Bergen und sonst abgelegenen Orten gehen sie beinahe nackt, und wohnen in Zelten und beweglichen Hütten. Sie haben unter sich eine besondere Sprache, aus allen asiatischen Dialekten zusammengesetzt. Einige andere Bagabunden behaupten gleichfalls, wiewohl fälschlich, Zigeuner zu sein. Die Zigeuner verheirathen

sich selten mit den umwohnenden Völkern, und fügen sich dem Aeußeren nach dem mahomedanischen Glauben, wenn sie es vortheilhaft finden, wie die Juden in Europa Christen werden. Eine Vergleichung mit den Wörtersammlungen, die in Europa gemacht wurden, liefert den überzeugenden Beweis, daß alle diese zerstreuten Stämme einer großen Race angehören. —

Wann wird die Zeit kommen, daß auch diese Erdbewohner in das Reich der Civilisation und Kultur gelangen, und zu der Einsicht kommen, welche Bestimmung die Menschheit auf der Erde hat, um ihre Lebenslaufbahn so beglückend und zufriedenstellend sich zu gestalten, und die Schönheiten und Reize der Erde mit freudiger Einsicht zu genießen? Wenn man in der Erfahrung lebt, daß die sich bereits höchst civilisirt denkenden Völker noch im Ganzen genommen von der ächten Kunst, vernünftig zu leben, entfernt sind, und sich morden und peinigen, so müssen die Zigeuner, selbst bis zu diesem Verhältniß fortschreitend, noch lange immer im Rückstand bleiben.

LVII.

In vielen Ortschaften im Innern der Insel Sardinien bestehet noch die Sitte der Todtenklage. Der Leichnam des Verstorbenen wird in die Mitte des Zimmers gelegt, das Gesicht nach der Thür gewendet, und um ihn versammeln sich die Verwandten und Freunde nebst einigen Frauen, welche umsonst oder gegen Bezahlung den Verstorbenen beklagen, und dessen Lob besingen. Diese Klage weiber sind mit schwarzen wollenen langen Röcken bekleidet, woran eine Art Capuze befindlich ist. Zuerst geben sie keinen Laut von sich und sehen aus, als wenn sie gar nicht wüßten, daß in der Familie ein Todesfall sich ereignet hat, aber plötzlich wie zufällig gewahren sie die Leiche, und alle fangen nun an zusammen zu weinen und zu klagen, mit den Zähnen zu knirschen und unter Seufzern und lauten Ausrufungen sich das Haar auszuraufen, sich auch zur Erde zu werfen, wobei sie die geballten Fäuste wie Rasende zum Himmel erheben und Geberden und Zeichen eines wahren heftigen Schmerzes zur Schau tragen. Wenn dieser Lärm vorbei ist, beginnt eine der Klageweiber eine improvisirte Todtenklage für den Verstorbenen, wobei die ganze Versammlung am Ende jeder Strophe

als Chor mit dem Schmerzenrufe *Ahi! Ahi!* einfällt. Der Styl und die Weise des Liedes richtet sich nach den Ständen und dem Alter der Todten, aber gewöhnlich werden das Lob der Tapferkeit, die Tugenden seiner Ahnen, die Zuversicht, daß er solche übertroffen haben würde, wenn er länger gelebt hätte &c. darin eingeflochten.

Wenn aber Jemand von einem Feinde aus Blutrache getödtet worden, dann lassen die Klageweiber keine Töne des Schmerzes und des Kummeres erschallen, sondern nur Ausrufe der Wuth, des Hasses und der Rache, und stacheln zur Vergeltung des Verstorbenen, die Gefühle der Verwandten auf. Die Regierung hat zwar diese Todtenklagen verboten, aber sie kommen doch noch immer vor.

In einigen Distrikten von Sardinien herrschte die Sitte, daß die Wittwe eines Ermordeten in ihrem schönsten Puge, aber mit aufgelöstem Haare, das über ihren Nacken und ihre Schultern herabhäng, in Begleitung ihrer Verwandten vor der Obrigkeit erschien, und öffentlich nicht etwa um Gerechtigkeit, sondern Rache gegen den Mörder ihres Mannes forderte. Bei ihrer Rückkehr legte sie die festlichen Kleider ab, und zog solche so lange nicht wieder an, als sie ungerächt Wittwe blieb.

— O! die Menschenliebe, die Menschenliebe! wie weit ist sie noch überhaupt von der Menschheit entfernt. Die Geschichte der Menschheit ist leider noch immer ein schmerzregendes Gemälde des menschlichen Lebens.

LVIII.

Der Aberglaube, eigentlich der Wahnglaube auf eine zauberkräftige Macht der Menschen zum Guten oder zum Bösen, hat von jeher die meisten Anhänger gehabt, und hat deren jetzt noch, in denen sich einsichtig denkenden Bewohnern der verschiedenen Erdtheile, ja in dem sich an die Spitze der Kultur sich stellenden Europa!

Einer der schädlichsten Wahnglauben besteht im ostindischen Archipelagus auf der Insel Flores, wo die Strandbewohner Christen sind, aber was für welche? Bei ihnen herrscht der Aberglaube, daß bei ihnen einige Hexenmeisterfamilien existiren, welche außer andern Teufelskünsten, auch ihren Leib mit der Seele verlassen können, welche Seele nun herumläuft und allerlei Unfug und Unheil treibt, was um so gefährlicher ist, da so eine unsichtbare Seele leicht der Polizei entwischen kann. Wird aber eine solche Zauberfamilie entdeckt, dann

werden auch alle Mitglieder derselben ohne weiters ermordet oder verbrannt.

Im Jahre 1838 gelang es jedoch einem Herrn Dr. G., eine solche Zauberfamilie von ihrem Tode zu retten. Sie sollte in der See ersäuft werden, da man jedoch seinem Antrag, solche als Sklaven zu kaufen, und in ein weit entferntes Land zu führen, Gehör gab, so brachte er sie nach einer andern weit entfernten Insel, wo er ihnen ein Stück Land kaufte und sie mit einigen Krämereien zurückließ. Im Jahre 1841 sah er seine Schützlinge wieder; sie waren sehr zufrieden und konnten ihrem Retter nicht genug danken. Herr Dr. G. brachte zwei Knaben von dieser Familie nach Makassar, hübsche malaische Jungen, wo er sie etwas lernen ließ, und dann wieder ihren Eltern zurück stellte. Alle waren frei und keine Sklaven mehr.

LIX.

Das Kirchenfest zu St. Lorenzo-maggiore in Neapel wird folgendermaßen gefeiert: Sobald die Procession der herbeiströmenden Volksmenge vor die Kirche gelangt, treten die sämtlichen Geistlichen zur Begrüßung derselben im feierlichsten Ornat ebenfalls von einer Musikbande begleitet, unter

dem Geläute aller Glocken hervor, und bilden ein Spalier vor der Kirchenpforte. Auf ein gegebenes Zeichen erschallt eine rauschende Musik; mehrere Kirchendiener nähern sich und befestigen ein Seil, welches von dem nahestehenden Glockenthurm herabhängend an das Piedestal der St. Lorenzo-Statue, welche mit Blumen und Bändern geschmückt ist, befestiget wird.

Während nun sich die Blicke nach dem höchsten Thurmfenster richten, welches mit Fahnen, Guirlanden, Gold- und Silberfitter reich geschmückt ist, ertönen plötzlich auf ein gegebenes Zeichen mehr als 100 Pöllerschüsse, die Musik spielt das rauschendste Kirchenstück, ein schmales Fenster öffnet sich hoch oben, und wie ein Seiltänzer geschürzt und gepuht, jedoch ohne Balancierstange, erscheint ein beiläufig achtjähriger geflügelter Engel aus Pappe am Rande desselben. Alles jauchzt hoch auf vor Entzücken, und der pappene Engel dreht sich dankend links und rechts, legt seine Händchen auf die Brust und macht einen steifen Knix gegen das schaulustige Publikum. Alsdann beginnt er auf einem glatten Rollgestell, geleitet und gehalten durch mehrere Fäden an Kopf, Rumpf, Armen und Beinen, sein Herabsteigen auf dem Seile.

Nach ächter Seiltänzersitte hält er mehrmal an, streckt seine Gliedmaßen von sich und grüßt rechts und links. In der Mitte angelangt, wirft er sich vor dem heiligen Lorenz auf die Knie, und macht darauf der Kirche und dem anwesenden Publikum seinen Kragfuß. So geht es unter mehreren Kapriolen vollends herab bis zu den Füßen des Heiligen, wo das Knien und Ersterben in Demuth einige Minuten dauert, begleitet von einer doppelten militärischen Musikbande, welche sich ebenfalls auf die Knie wirft, oder wenigstens im rechten Winkel sich zur Erde beugt. Dann schwebt der Engel wieder in die Höhe und verschwindet, worauf sich alles in die Kirche begiebt und dort das eigentliche Kirchenfest gefeiert wird.

Die meisten Menschen lieben die Anschauungen mit den Augen mehr, als die mit dem Geiste, und die Ceremonien haben mehr Werth für sie, als die moralische Religion. Sie hängen Alle zu viel an den irdischen Gelüsten und Zeitvertreiben, und das Komödienartige behagt ihnen bei jeder Gelegenheit.

LX.

Im Innern des Landes Sennaar (Afrika) gibt es nach den neuesten Berichten des französ-

sich den Reisenden du Couret eine Menschenrace, welche eine etwa 3 bis 4 Zoll lange Fortsetzung der Wirbelsäule, also einen Schwanz hat. Man schätzt die Zahl dieses Stammes auf 30 bis 40 Tausend Köpfe. Sie verehren zum Theil die Sonne und den Mond, zum Theil die Sterne, andere die Schlange und die Quellen eines großen Stromes, dem sie Opfer darbringen. Sie essen Pflanzen, Wurzeln, Früchte und rohes Fleisch, namentlich wenn es noch blutet; sie lieben vor allem Menschenfleisch und essen die Körper ihrer Feinde, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, jedoch ziehen sie das Fleisch von Weibern und Kindern als saftiger vor. Diese Menschenrace ist übel gebaut, mit langen mageren Körpern, langen Armen, längern und flachern Händen und Füßen, als sonst gewöhnlich; das Unterkiefer ist breit und lang, die Stirne schmal und stark zurückweichend; die Augen klein, schwarz und glänzend, der Mund weit, die Lippen dick, die Zähne stark und scharf, das Haar wollig, aber nicht sehr reichlich. Sie heißen sich Ghilani.

LXI.

Die neuen Juden in Syrien und Palästina zerfallen in zwei große Klassen, die Sephardim

und Aschenazim; die ersteren bestehen aus Abkömmlingen spanischer Juden, die andern aus Nachkommen von polnischen und deutschen Israeliten. Die ersteren sind die reichsten; zu Damaskus sind ihre Häuser mit großer Pracht ausgeziert, obgleich die Furcht sie nöthiget, solche durch Umgebung einer Mauer der Schaustellung zu entziehen.

Die Aschenazim, obgleich im Allgemeinen ärmer, sollen gelehrter und in ihrem Ceremonien-dienst strenger sein. Eine Sekte dieser Parthei macht Anspruch auf noch größere Strenge und nennt sich Hassadin oder Chasidim. Nach deren Theorie, daß mehrere seltsame Bewegungen das Abgehen des Geistes von äußerlichen Dingen befördern, und zu den Betrachtungen des göttlichen Gesetzes hinführen, schwenken sie den Körper mit großer Heftigkeit hin und her; sie ächzen, schreien, stoßen die wildesten und seltsamsten Töne aus, und beugen ihren Kopf in scheinbarer Angst gegen die Thüre der Lade, in der das Gesetzbuch aufbewahret wird, und klopfen laut mit den gefalteten Händen daran. Liest einer den für den Tag bestimmten Theil des Gesetzes, so schwenkt er den Kopf und den oberen Theil des Körpers heftig hin und her, und spricht die Worte im raschen oder trübseligen Ton mit gewissen Beu-

gungen der Stimme am Schluß der Sätze. Diese Art Recitativ geschieht nach einer vorgeschriebenen Formel, die bedeutende Studien erfordert, ehe man die rechte Accentuation so gewöhnt, daß der geringste Fehler sogleich in der Synagoge nicht bemerkt werden sollte. Eine dritte Klasse von Juden, die Karaiten, befindet sich in der Krim, und ist die einsichtsvollste, denn sie hält sich nur an das alte Testament, und verwirft den Talmud.

In den meisten gottesdienstlichen Verrichtungen bei fast allen Religionsweisen spielten und spielen noch die Ceremonien eine Hauptrolle, und das Sinnliche überwiegt bei weitem das geistige Gesetz.

LXII.

Endlich ist die Existenz eines Thieres, welches ein einziges Horn auf der Basis der Stirne trägt, unbedingt beglaubiget, und zwar in Afrika in Südwesten von Darfur in den Provinzen Waday oder Dar = Sulayh. Es wird daselbst Abu = Karn und bei uns das Einhorn genannt, und ist nicht mit dem zweihörnigen Nashorn zu verwechseln, welches mit zwei Hörnern bewaffnet ist und Rhertit genannt wird. Ein Horn sitzt am

Ende der Nase, das andere etwas höher, aber fest, das eine groß, das andere klein.

Das Einhorn ist in Waday und den Nachbarländern sehr gemein, man fängt es in Löchern, die man auf seinen gewohnten Pfaden gräbt und mit Zweigen bedeckt. Fällt es hinein, so kann es nicht mehr heraus. Sein Fleisch ist gut. Vier Hörner des Einhorn sind der Akademie von dem französischen Konsul Fresnel zu Dschodda in Arabien an Herrn Mérimée eingesandt worden, das 1. und 2. waren aus Waday, eines 56, das andere 81 Centimeter lang, ungefähr $1\frac{3}{4}$ und $2\frac{1}{2}$ Pariser Fuß; die beiden andern waren aus den Ländern der Schelufs, plump und massiv, eines 35 Centimeter lang. Der Hornbildung und seinen Größenverhältnissen nach, scheint das Einhorn eine Mischung von Dachs und Giraffe zu sein.

LXIII.

Das Land Tibet, das höchste Land Central-Asiens, ist von kolossalen Gebirgen umgeben. Seine Bewohner unterscheiden sich sehr von ihren Nachbarn, und als die Wiege des Schamanismus, wird Tibet von einer Hierarchie beherrscht, welche unbeschränkte Macht besitzt, und durch eine Armee,

nicht von Soldaten, sondern von Mönchen gehalten wird. An jeder bewohnten Stätte des Landes erheben sich lamaitische Mönchs- und Nonnenklöster von großartiger Bauart. Ein Leben des Müßiganges wird für die höchste Glückseligkeit gehalten, um das tägliche Brod arbeiten, gilt für eine Schande. In diesen beiden Punkten sind viele Europäer den Tibetanern nicht so ganz unähnlich, denn auch viele ihrer Reichsten pflegen den Müßigang nur mit Lebensständeleien auszufüllen.

Von zwei mächtigen Reichen China und Indien eingeschlossen, verharrete Tibet seit Jahrhunderten auf einer und derselben Lebensstufe, bis es durch die Einfälle ihrer südlichen Nachbarn, den Napulesen und Ghorfas, genöthigt wurde, den Schutz der Chinesen nachzusuchen. Die Chinesen drangen in das Tibetische, versagten die Feinde, blieben aber als Sieger Herren im Lande, und hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihr nationales Absperungssystem auch hier einzuführen, und jedem Fremden den Eingang in dieses Land zu verbieten.

Der Dalai-Lama ist die oberste Regierungs- und Mönchsperson, aber jetzt unter der Controle der Chinesen; er ist eine Art Papst, aber zugleich auch ein Gott, da die Tibetaner der Meinung sind,

daß die Seele eines verstorbenen Dalai-Lama wieder in ein neugeborenes Kind fährt, welches sie nach bestimmten Kennzeichen auffinden, und daher auch die Gesinnungen und Eigenschaften aller Dalai-Lamas immer dieselben sein müssen?

Eine von den seltsamsten Sitten dieses einzig in seiner Art bestehenden Volkes ist die Vielmännerei. Es ist in Tibet durchaus nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau zwei oder mehrere Brüder heirathet, und man versichert allen Ernstes, daß solche Ehen sehr glücklich ausfallen. Nach dem Berichte eines englischen Gesandten, der nach Tibet gesandt wurde, den zweijährigen Dalai-Lama zu begrüßen, hat sich eine Frau, die fünf Brüder zu Männern hatte, bei ihm beklagt, daß sie nur ein Kind habe, und die Männer sich nicht um sie bekümmerten. Die Chinesen haben jetzt den christlichen Missionairen erlaubt, in allen Provinzen reisen zu dürfen, und man wird daher bald Umständlicheres erfahren.

LXIV.

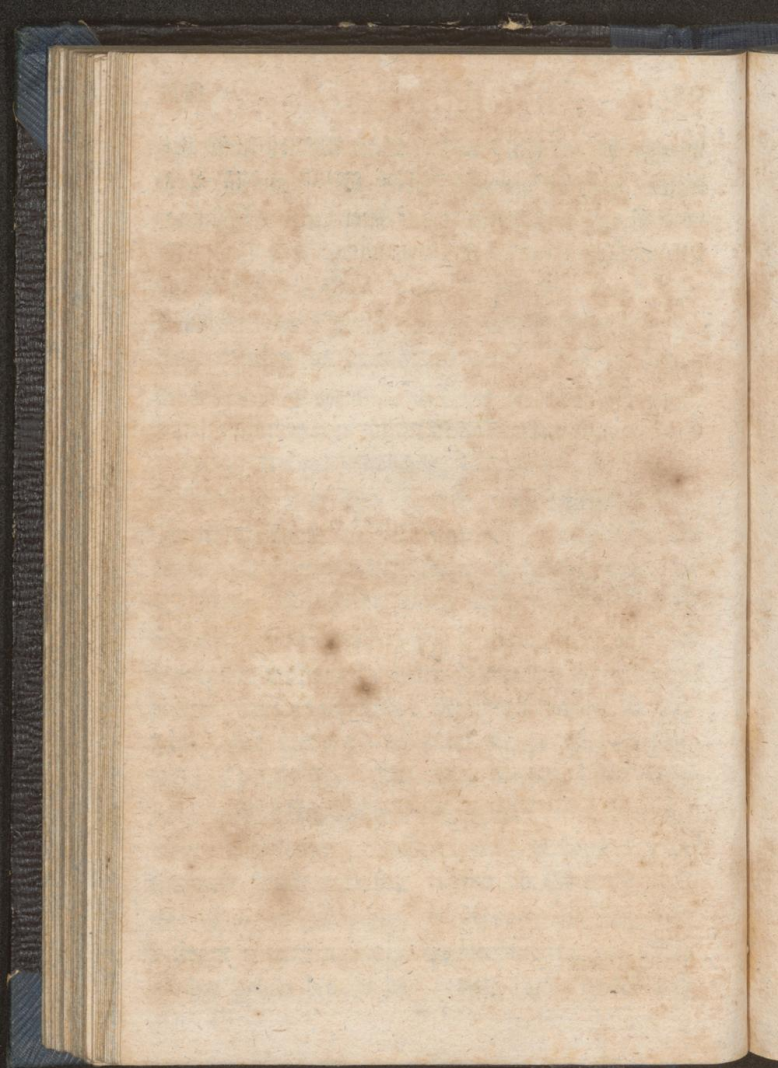
Die Proletarier in der Moldau sind wandernde Sklaven. Der Bojar (Edelmann) erbt oder erkauft sie mit dem Landgute. Wenn das Früh-

jahr eintritt, und der Boden sich bearbeiten läßt, müssen sie sich auf dem Landgute einsinden, und erst im Spätherbst werden sie entlassen und begeben sich meist in große Waldungen, wo sie in Gruben ohne Fenster den Winter zubringen. Die meisten sind Schmiede, und verdienen sich mit ihrer Arbeit einen dürftigen Unterhalt, und wenn dieser nicht hinreicht, so wissen sie sehr geschickt sich Schweine, Ochsen, Pferde, Kukuruzmehl, auch Kleider ohne Geld zu verschaffen (stehlen?) Die Weiber und Kinder bleiben während des Winters stets in der Grube am Feuer sitzend oder liegend müßig. Während der Arbeitszeit bekommt täglich jede Person etwas Kukuruzmehl, Käse, Sauerkraut oder Gurken. Nach 5 oder 6 Stunden Arbeit begeben sich die Arbeiter zum Essen. Ihr frugales Mahl ist originell. In einem Kessel wird Wasser siedend gemacht und Kukuruzmehl und Salz hinein gethan; wenn dieser Brei eine Zeit gekocht hat, wird er mit einem runden, etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken und 2 Fuß langen Holze derb umgearbeitet, der Kessel wieder etwas auf die Kohlen gestellt, umgestürzt und das Gericht ist fertig. Alle waschen sich die Hände und bekreuzen sich dreimal mit der rechten Hand. Der Daumen, Zeige- und Ringfinger werden vereinigt, und sie tupfen

sich zuerst an die Stirne, dann auf den Unterleib in der Gegend des Nabels, dann auf die Achsel zur rechten und zuletzt auf die Achsel zur linken Seite; ist dies vollendet, so setzen sie sich in einem Kreise auf die Erde, nehmen mit der Hand ein Stück von der Speise, von der Größe eines Gänse-eies, drücken es etwas zusammen, daß es fester werde, tupfen an den in ihrer Mitte befindlichen Käse, oder wenn es Kraut oder Gurken sind, nimmt jeder ein kleines Stückchen, so daß er von diesem Beigerichte nur den Geruch wahrnehmen kann. In Deutschland zc. frist und schläft ein Schwein besser, als hier die Menschen. Vohn bekommen sie bei ihrem Abmarsche einen ganzen oder halben Silberrubel von gutherzigen Bojaren, während des Sommers wohnen sie unter Zelten, die von Ziegenhaaren verfertigt sind. Religion haben sie gar keine, bloß wenn sie bei einer Kirche vorbeigehen, bekreuzigen sie sich. Ihre Ehen werden unter ihnen selbst geschlossen, beim Hochzeitmahl wird Branntwein in Menge getrunken, und Schöpfen- oder Schweinefleisch verzehrt. Sind die Eheleute nicht mit einander zufrieden, so trennen sie sich, und knüpfen neuerdings eine Eheverbindung an. Die Kinder gehen bis in das zehnte Jahr nackt, und

wenige haben ein Hemd. Das Abscheulichste bei diesen wahrhaft unglücklichen Menschen ist das viele Ungeziefer, welches auf ihrer Lumpenkleidung sehr wohlgenährt einherspaziert.





Beim Verleger dieses Werckens sind
ferner erschienen und zu haben:

Blumenkörbchen, das. Eine Erzählung dem blü-
henden Alter gewidmet. Von dem Verfasser der Ofter-
eier. In 12., steif gebunden, mit Titelskupfer 12 kr.

Blumenlese aus dem deutschen Dichtergarten.
Eine gewählte Sammlung von Stammbuch-Aufsätzen
zu Denkmälen der Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit
und Verehrung. VI und 94 Seiten 16. im Umschlag
brochirt 12 kr.

Buddeus, Thom. Das versunkene Schiff. Er-
zählung aus dem Leben eines englischen Tauchers. 10 kr.

Eink, Philipp, Guter Same für das empfängliche
Herz der Jugend. 8 kr.

Denora, B. A. Beispiele der werththätigen Näch-
stenliebe. 12 kr.

— Lehrreiche Erzählungen vom rechten Verhal-
ten. 12 kr.

— Die sanftmüthigen Menschen. 6 kr.

Dietrich, Dr. C. B., Abenteuer eines deutschen
Auswanderers und seines Sohnes in Nordamerika.
Mit 4 Abbildungen. 12 kr.

— Die vier Jahreszeiten, oder das Lob des Herrn.
Mit 12 Abbildungen. 15 kr.

Dobicer, P. Fr. J., Komzifostrelci aneb Ejsar
Marmilian na stráni Martinšké. 16 kr.

Eberhardt, A. G., Hannchen und die Ruchlein.
Mit 1 Titelskupfer. 12 kr.

Erzählungen, hundert lehrreiche, 2 Bändchen mit
Titelskupfer à 12 kr.

— kleine, für Kinder und Kinderfreunde, 4 Bänd-
chen, steif gebunden, jedes 6 kr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vor-
zeit. 16 kr.

Glückselig, Dr. Legis, Märchenalmanach für
Jung und Alt. Mit 20 Bildern. 36 fr.

— B. G., Neuestes ABC- und Bilderbuch für
die Jugend im zartesten Alter. 30 fr.

— Neue Kinderfibel zum Lesen- und Schreiben-
lernen, methodisch bearbeitet. 6 fr.

Gratulationsbuch, vollständiges. Wünsche in
gebundener und in ungebundener Rede, zum mündlichen
Vortrage und in Briefform, an Eltern, Großeltern,
Vormünder, Paten, Lehrer, Geschwister, andere Ver-
wandte und Wohlthäter, zu Neujahrs-, Geburts-,
Namens-, Weihnachtsfesten und andern Gelegenheiten,
nebst einem Anhang Inschriften zu Geschenken. 24 fr.

Griesel, W. A., Kater Murr und Pudel Lustig.
Märchen und Erzählungen zum Nutzen und zur Be-
lehrung der Jugend. Mit 4 color. Abbildungen. 18 fr.

Gruber., Dr., Charakterzüge aus dem Lebens-
und Wirkungskreise der Menschen und Thiere, aufge-
faßt und in sinn- und lehrreichen Fabeln entfaltet.
Mit 60 Abbildungen. 20 fr.

Grün, Die Rose von Veitmeritz. 10 fr.

— Das Christgeschenk. Eine Reihe unterhal-
tender und belehrender Aufsätze zur Bildung und Ver-
edlung jugendlicher Gemüther. 12 fr.

Itha, Gräfin von Toggenburg, ein Seitenstück
zur Genesefa, in 8, gebunden 10 fr.

Judith, Eine biblische Erzählung. 6 fr.

Krsel, Mein erstes Geschenk für die Jugend 10 fr.

Meisner, P. Ignaz, Die heil. Elisabeth, Land-
gräfin von Thüringen. 20 fr.

Mädchenjahre, die, der Landwirthstochter zu Grü-
nau. In 12., gebunden im netten Umschlag mit Zi-
teltkupfer 10 fr.

Müller, Lehrreiche Erzählungen für die Jugend.
8 fr.

Müller, Georginen. Belehrende und unterhaltende Erzählungen für die Jugend. 15 fr.

— Der Familienkreis zu Marienthal, oder: Unterhaltungen aus dem Gebiete des Wissenswürdigen und Belehrenden. Mit 1 Stahlstich. 24 fr.

— Kleiner Deklamationsaal, oder: Gedächtnis- und Vortrags-Übungen für die Jugend. 2 Theile. 40 fr.

— Der gefällige Lehrer. Ein belehrendes Unterhaltungsbuch für die Jugend. Mit 1 Stahlstich. 20 fr.

— Das Goldland Californien, oder: Bleibe im Lande und arbeite fleißig. Eine kleine Schilderung Californiens und der Gefahren, welche dem Einwanderer drohen, nebst der Erzählung von dem traurigen Schicksale eines deutschen Auswanderers. Mit 3 Bildern. 15 fr.

— Der Jugendfreund für Schule und Haus. Mit 1 Stahlstich. 30 fr.

Nelf, Theodor, Der Geldbeutel. 6 fr.

— Die gesegnete Treue. 6 fr.

— Die Wiege. 6 fr.

Ostergeschenke. Ein Schauspiel für die Jugend, in 1 Aufzuge. 6 fr.

Polt, J. J., Der Beilchenstrauß. Eine Sammlung schöner Geschichten, Märchen und Erzählungen. 10 fr.

— Die Moral des Lebens aus der Fabelwelt, mit Erläuterungen derselben zum Wohle der gesammten Jugend, nebst einem Anhang moralischer Sätze zur Verwendung auf Vorschriften und zum Diktandoschreiben. Mit einem Titelbild und vielen Holzschnitten. 20 fr.

Polt, J. J., Goldkörner. Parabeln und Erzählungen, Sprichwörter, moralische Sentenzen, Fabeln, Witzspiele und Räthselfragen. Mit 1 Stahlstich. 12 fr.

— Goldperlen. Erzählungen, Fabeln, Lebensregeln und Rathschläge, Räthselfragen, Räthseln und

Charaden. Ein Prämienbuch für die fleißige Jugend, auch als Namens- und Neujahrsgeſchenk, und zum Gebrauch des Vorleſens, zu Vorſchriften und Diktandſchreiben. 12 kr.

Polt, Goldblätter. Enthalten Erzählungen, edlen Sinn und edle Thaten, Parabeln, Räthſeln, Sprüche zur Beherzigung und Anekdoten aus den Jugendjahren. Ein Prämienbuch für die Jugend. 12 kr.

(Dieſe drei Jugendschriften ſind ein Verband zu ein und demſelben Zwecke und vollkommen zu einer nützlichen Lektüre der Jugend geeignet.)

— Romantiſche Tugendſchule in gemüthlichen Erzählungen für Jung und Alt. 168 Seiten in 12., auf weißem Druckpapier, in elegantem Umſchlag 10 kr.

Rothenhain, E. A. von, Pflanzen des Heils. Geſammelt im Gebiete des Guten und Schönen für die Jugend. 12 kr.

Schmiedl, J. J., Theater für Kinder. Das Werkchen enthält 7 Stücke. 36 kr.

Schönfeld, Franz, Neuſter Anſtandsrathgeber, oder: Anweiſung, ſich in allen Lebensverhältniſſen angemessen zu bewegen, zu reden und zu ſchreiben. 20 kr.

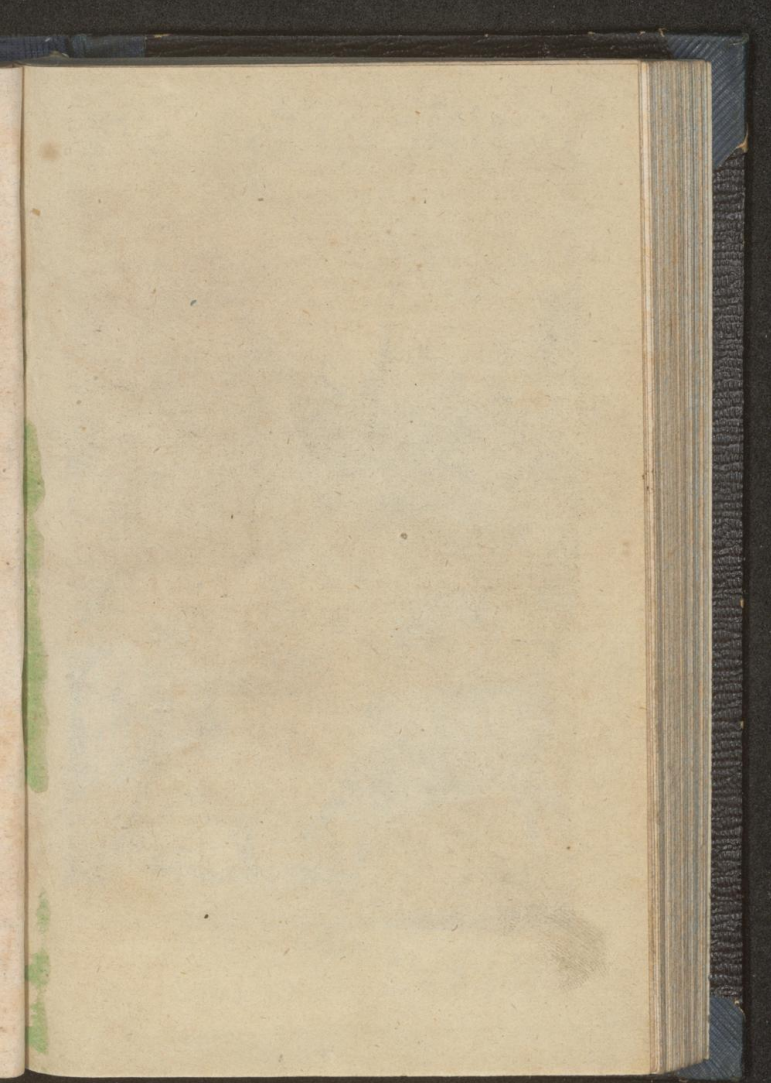
Tomſy, Fr. Boh., Mladý hubeník, aneb zdárný syn. 20 kr.

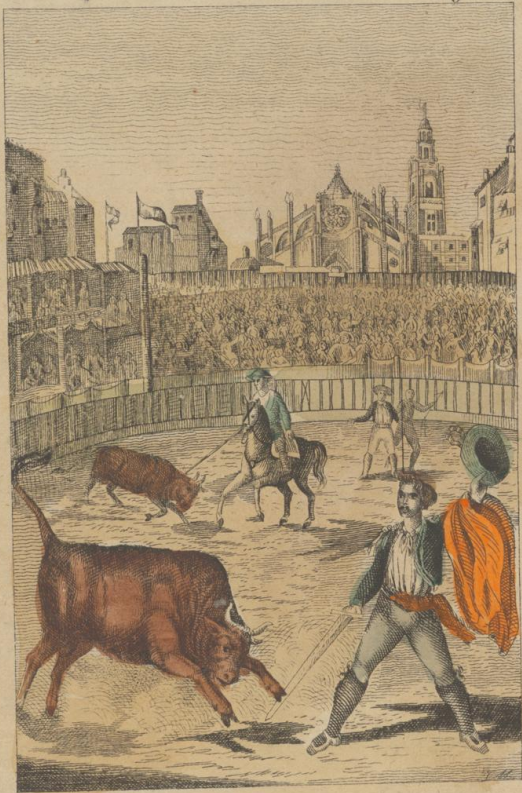
— Kratochvílník pro dospělau mládež. 3 díli à 20 kr.

Müller, Unterhaltungen aus der Geſchichte Böhmens für die reifere Jugend. 30 kr.

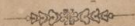
Polt, Blüthen und Blumen aus den Gärten der Jugend. Kleine Erzählungen und Geſchichten, edler Sinn und edle Thaten, Lebensregeln und Anekdoten aus der Jugendzeit. Ein Weihnachts-, Neujahrs-, Namenstags- und Prüfungsgeschenk für die Jugend. 15 kr.

— Elieſer und Nephtaly, das edle Brüderpaar. Ein moraliſches Lesebuch für die reifere Jugend und das Alter. 15 kr.





Die fleißige Biene.



Bringt das Neueste und Interessanteste aus der
Natur-, Länder- und Völkerkunde.

Ein

unterhaltend-belehrendes Lesebuch für Jung und Alt.

Mitgetheilt

von

J. J. Velt,

Herausgeber der Jugendschriften: Goldkörner, Goldblätter, Goldperlen,
Blumen und Früchte, des Weizenstrausses, der Moral des Lebens aus
der Fabelwelt u. a. m.

Zweites Bändchen.

(Für die Jugend auch ein lehrreiches Neujahrs-, Namens-
tags- und Prüfungsgeschenk.)



Prag.

Verlag von Silber & Schenk.

A-368386/A-2



I.

Die Erde ist von der Sonne eines Theiles in jedem Augenblicke beleuchtet, und zwar eines Theils in Tageshelle, andern Theils in Nacht gehüllt, und nach zwei Seiten von Dämmerung umfassen, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfällt; die Menschheit ist deshalb in eine Viergliederung gesetzt, und man findet also Volksstämme, welche dem Lichtmangel der Nacht des Planeten entsprechen, und zwar die körperlich und geistig unvollkommen ausgestatteten Neger — der äthiopische Stamm; sie sind die Nachtvölker — durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung bezeichnet. Die zweite Sorte sind die Volksstämme, welche der Erleuchtung — dem Tage des Planeten entsprechen, wozu die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten höhern Stämme gehören, alle von mehr oder minder weißer Färbung — es sind die Tagvölker. Zum dritten

muß es geben Volksstämme, welche die Dämmerung des Aufgangs in der Menschheit darstellen — es sind die weit verbreiteten Völker des mongolischen Stammes, von welchen zugleich die malayischen Stämme abgeleitet werden können. Ihre Organisation stehet in vieler Beziehung zwischen der der Tag- und Nachtvölker in der Mitte, und eine dunklere oder hellere gelbliche Färbung zeichnet sie aus — es sind dieß die östlichen Dämmerungsvölker. — Viertens und endlich müssen Volksstämme sein, welche die Dämmerung des Aufganges in der Menschheit darstellen, in denen abermal eine mittlere Organisation, und bald eine dunklere, bald eine hellröthliche Färbung vorherrscht, wohin denn die Völker gehören, deren Mitte der Toltekanische und Aztekische Stamm in Amerika ausmacht und sich bis zu den Feuerländern und Patagoniern, so wie zu den apalachischen Stämmen ausdehnt — es sind dieß die westlichen Dämmerungsvölker der Erde.

Aus dieser menschlichen Organisation und Lage stellt sich nun in der Befähigung zur höchsten Geistesentwicklung in den verschiedenen Stämmen das Maß heraus, daß die geringe Befähigung auf die

Nachtvölker fällt, während die größere den Tagvölkern zu Theil geworden, die Dämmerungsvölker den deutlichen Uebergang zwischen beiden bilden, woraus sich der Schluß ergibt, wie es nach den Naturgesetzen eine so große Verschiedenheit in der Befähigung der geistigen Erkenntniß alles Bestehenden giebt, und die Menschen in Stufen eingetheilt, mehr oder minder, sich zu der Einsicht des Wahren emporzuschwingen geeignet sind. Und da man auch das Leben der Thiere und Pflanzen in Betracht ziehen muß, so erkennt man das Ordnungsrecht der Erdbewohner, und den Stufengang von dem Niedrigsten bis zu dem Höchsten, der möglichen Vollkommenheit, die blos sinnliche, nur vegetirende, und die höhere und höchste Geistesgewalt in den unzähligen Individuen jeder Gattung und Form.

II.

Die Sagen von der Erschaffung der Welt, und besonders der Erde, sind bei allen Völkern höchst verschiedenartig und mehr und minder fantasienreich, aber mitunter auch höchst geisteschwach. Die Timnehs, ein Negervolk in Westafrika, glauben, die Welt ruhe auf dem Kopfe eines großen

Thieres, alle Bäume und alles Gras auf der Erde seien Haare dieses Kopfes, und alle lebendigen Geschöpfe so viel Päuse auf demselben. Wenn sich das Thier bewegt, entstehet ein Erdbeben, und wenn es einmal sterben werde, dann sei die Welt zu Ende.

Nachdem Gott die Welt gemacht, war noch kein Mensch da, bis an den Tag, da er einen Mann und ein Weib machte aus der Erde. Nachdem Gott sie erschaffen, forderten sie zu essen, er gab ihnen Reis, aber kein Feuer. Sie machten den Reis zu Mehl, und dieses mit Wasser zu einem Teig, und lebten ein Jahr davon. Das zweite Jahr erhielten sie jedes Kraut zur Speise, und solche Thiere, welche gegessen werden, und Gott zeigte ihnen zugleich diejenigen, welche nicht gegessen werden. Er zeigte ihnen auch alle Arzneimittel und gab ihnen Werkzeuge, auch Feuer. Und als sie um ihre Vermehrung baten, sandte er einen Boten, der von nun an immer den Vermittler zwischen ihm und ihnen machte, und dieser gab ihnen einige Arzneimittel, damit sie dieselben essen und sich vermehren möchten. Als sie diese Heilmittel sahen, verlangte das Weib zuerst davon zu essen, vor dem Manne. Der Bote wollte nicht, sondern ging fort, um sich deshalb bei Gott an-

zufragen, welcher des Weibes Begehren bewilligte. Es waren acht verschiedene Medizinen; das Weib nahm die größte davon und aß sie. Dieß ist die Ursache, warum das weibliche Geschlecht jeden Monat unwohl ist. Dann nahm der Mann eine, und nachher theilten sie die sechs übrigen unter sich. Nun waren sie im Stande, sich zu vermehren und Kinder zu zeugen. Das Weib ward schwanger, und gebar ein Knäblein, das ganz schwarz war. Sie wurde wieder schwanger, und gebar ein Mädchen, das ganz weiß war. Zum drittenmal gebar sie Zwillinge, einen weißen Knaben und ein schwarzes Mädchen. Als der Bote Gott Bericht von diesen Kindern gab, erhielten die Weißen Zimmerleute und Bächer? Die Zimmerleute machten Häuser für die weißen Leute, und Schiffe, um die See zu befahren, um sich Reichthümer zu erwerben; und der Bote versetzte die weißen Menschen nahe an das Meer; die schwarzen versetzte er auf Berge und in Wälder, und unterrichtete sie, Grasshäuser mit Erde zu machen, Felder anzulegen, und alle harte Arbeit zu thun. Die weißen Leute hatten aber nichts zu thun mit solchen Dingen, deswegen sind die weißen Leute viel klüger, verständiger und mächtiger als die Neger, daß sogar ein weißer

Knabe den Negern überlegen ist. Von diesen weißen und schwarzen Kindern kommen alle Nationen der Erde.

Es ist durch diese Anschauung der Menschenschöpfung bei diesen Negern sehr bemerkenswerth, daß sie die weißen Menschen höher stellen, was wohl in der Selbstwürdigung ihrer geringeren Kenntnißfähigkeit liegt, und die Beispiele der geisteskräftigen Weißen sie zur Anerkennung ihrer Unterstellung hinführen.

III.

In den nordamerikanischen Freistaaten giebt es vielerlei christliche Religionssekten, und unter diesen auch die der Shaker. Ihr Bethaus ist zugleich das Tanzhaus, denn nach den Offenbarungen des Fräulein Annely (der Braut des heiligen Geistes?) glaubt diese Sekte das ewige Leben durch Mönchthum und religiöse Tänze verdienen zu müssen. Ihr sogenanter Gottesdienst ist eben so seltsam, als lächerlich und grauenhaft zugleich. Die Frauen wie hüpfende Leichen, die Männer wie verrückte Betbrüder. In dem Saale ohne alle Verzierung springen auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen, bald tanzen sie vor, bald zurück, hinter

und gegeneinander, bald ziehen sie kleine und lange Ringelreihen, keines faßt aber das andere an, jedes trippelt für sich, und einige machen zwischendurch kerzengrade Luftsprünge. Das Hauptstück ist aber, sich um sich selbst wie ein Wirbel zu drehen (a la mahomedanischen Derwischen). Dabei sehen sie durchaus ernst und andächtig aus, die Hände halten sie alle halb erhoben, gerade wie die Hunde beim Tanzen ihre Pfoten halten, und den Takt geben sie durch ein gellendes Liedchen, welches zuletzt in einen langen tiefen Ton ausläuft; dann lassen sie die Hände sinken und stehen ein paar Minuten still, worauf das entseßliche Tanzen wieder beginnt. Die Männer tanzen in Hemdärmeln, die Frauen in dunkelbrauner Kleidung mit weißen Hauben und Schürzen. Die Gesichter sind bei dieser Tanzanstrengung gelbbraun, mit schäuflich tief liegenden Augen. — Na, die Erde ist halt ein Narrenhaus, wo die Gescheidten in der großen Minderzahl sind.

IV.

England ist ein Staat, wo bei einem Theile der Bevölkerung ein sehr großer Reichthum vorfindig ist, bei den ärmsten Klassen auch das höchste Elend, wie in keinem andern Staate.

Jede bedeutende Fabrikstadt hat ihre Ghetto (Schmutzwohnungen), verwünschte verabscheuungswürdige Quartiere, wohin kein ordentlicher Mensch hingehet.

Sie bieten den trostlosesten Anblick dar, und man findet dort alle Schrecken vereinigt, welche man nur in Orten finden kann, die menschlichen Wesen als Wohnung dienen. Die Massen wohnen in engen und schlecht gelüfteten Zimmern oder in einer großen Anzahl ebenso elender Hütten. In diesen jämmerlichen Quartieren sind die verschiedenen Alter und Geschlechter, Väter und Töchter, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, Männer und Frauen, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Todte zusammengehäuft und so an einander gepreßt, daß selbst Thiere einen solchen Zustand nicht ertragen würden. Es ist rein unmöglich, da irgendwie den Anstand zu bewahren, jedes Gefühl von Schicklichkeit und Achtung vor sich selbst muß da verloren gehen, und einer Sorglosigkeit, einer Gleichgültigkeit gegen alle Sitte, welche nothwendig aus der Verderbtheit der Gesinnung entspringen, Platz machen. Reich an Menschenliebe ist England nicht, aber an Maschinen mit und ohne Dampf. Die Arbeiterklasse, ihrer Hände-

arbeit durch die Maschinen beraubt, bestehet nur meist aus Handlangern bei diesen selbst, und muß ihr elendes Leben auf das kümmerlichste fristen, um Einzelne überaus reich zu machen. Wie glücklich sind dagegen die Menschen in Staaten, wo ihre Hände die nothwendigen Produkte verarbeiten, und einen bessern Lebenserwerb erzielen.

V.

Die Engländer haben mehrmals Nachrichten von den Bewohnern Mittelafrikas erhalten, daß sich in Mitte dieses Erdtheiles ein großer See befinde, aber erst 1849 gelang es dem Missionär Dr. Livingston, in Begleitung der Herren Dswell und Murray auf diesen Punkt zu gelangen, wo sich wirklich dieser große Binnensee befindet. Nach einem ausdauernden Marsch über 300 englische Meilen durch eine größtentheils wüste Gegend, kamen sie am 4. Juli an einen prächtigen Strom, folgten demselben noch etwa 300 Meilen, und erreichten den Batafama am Nagani-See im Anfange Augusts. Sie fanden an demselben eine Menschenrace, viel dunkler als ihre nächsten Nachbarn mit freier, männlicher Haltung, welche längs dem Fluße und See in Rähnen, aus un-

geheueren Baumstämmen ausgehöhlt, auf dem See herumruderten, und Fische mit Netzen fingen, auch Flußpferde mit Harpunen tödteten. Die Ufer sind ausnehmend schön, mit riesenhaften, zum Theil bis jetzt unbekannten Bäumen umgeben, von denen einige 70 bis 80 Fuß im Umfange haben. Das Wasser des Flusses ist hell wie Kristall, weich und kalt, und hat ein periodisches Steigen, selbst in der trockenen Jahreszeit, daher nicht von Regen verursacht, da das Wasser so rein ist, und große Massen von Fischen mitbringt. Das Land ist schön und fruchtbar, und die Reisenden fanden es auf dem ganzen Wege sehr kalt, ein Umstand, der hinreichend für die große Höhe der inneren Landschaften Afrikas spricht, und vermuthen läßt, daß das Klima so gesund ist, als das von Mexico, Peru und andern Tafelländern in Amerika.

Noch ist für die Menschheit Platz genug auf der Erde, wo es gut zu wohnen wäre, und selbst in den heißen Erdtheilen sind nur die Küsten derselben für Europäer zu heiß und nicht geeignet zu schweren Arbeiten, aber im Innern dieser Erdtheile, wo sich große Gebirge befinden, und somit die Oberfläche der Erde erhabener ist, gestaltet sich das Klima viel milder, und ist denen aus nördlichen

Gegenden der gemäßigten Erdtheile Eingewanderten ganz angemessen.

Statt sich durch Kriege zu vertilgen, sollen die Menschen auswandern aus solchen Gegenden, wo eine Ueberbevölkerung bereits eingetreten, und den Auswanderern menschenfreundlich jede Unterstützung gewähren. Bis jetzt gewährt Nordamerika und Australien die Uebersiedelungen, aber auch die Zeit wird kommen, wo diese Erdtheile hinlänglich mit Menschen versehen sein werden.

VI.

Die Insekten auf der Mosquitoküste in Mittelamerika sind den Einwanderern besonders lästig, denn wo nur ein Busch stehet, finden sich auch die Mosquitosfliegen, sobald aber das Land urbar gemacht wird, nimmt ihre Zahl ab, und man kann sich ihrer dann leichter erwehren. Außer den Sandfliegen und Sandflöhen gibt es aber noch eine Art rother Ameisen, Wie=wie=gownie genannt, die der Jäger oft auf seinen Wanderungen trifft. Dieses kleine Geschöpf hat die Eigenthümlichkeit, sich stets ein Blatt über den Kopf zu halten, als ob es sich damit vor der Sonne schützen wollte. Die Ordnung und Regelmäßigkeit, die sie auf ihren Märschen

beobachten, ist wahrhaft wunderbar. So weit das Auge nur reicht, kann man die regelmäßige Linie ihres Zuges und die unendlichen Sonnenschirme, die sich im leichten Luftzug bewegen, erkennen. Gewöhnlich ziehen sie in zahlreichen Schaaren, und werden von den Pflanzern vernichtet, wo sie dieselben nur finden, da sie besonders den Cassada-Anpflanzungen gewaltigen Schaden zufügen, und alles vernichten, was ihnen in den Weg kommt. Die Menschen haben die Vernunft zur Richtschnur ihrer Handlungen, die Thiere den Instinkt. Leider benutzen die Letzteren diesen oft weit besser, als die Ersteren ihre geistige Kraft zu ihrem eigenen Wohl.

VII.

Die Dajaks auf der großen Insel Borneo im ostindischen Meere, welche im Innern derselben wohnen, sind noch ein sehr roher Menschenstamm, welcher Sitten und Gewohnheiten hat, die eine große Unmenschlichkeit, einen gänzlichen Mangel an Menschenliebe beurfunden. Zu diesen gehört auch die infame Sitte, bei einer Brautwerbung der Braut Menschenschädel als Fürsprecher darzubieten. Hat ein heirathslustiger Dajak noch keine drei solche Siegeszeichen im offenen Kampfe erbeutet, dann

legt er sich, um sie vollzählig zu machen, in den Hinterhalt an einen Weg, und sucht einen Vorübergehenden, aber nicht von seinem Stamme, den Speer durch den Leib zu jagen, haut ihm mit einem Hieb den Kopf herunter und eilt davon. Der Mörder wird zu Hause festlich empfangen, vom Kopf das Haar abgeschnitten und aufbewahrt, um die Waffen damit zu zieren. Von dem Kopfe selbst wird die obere Hirnschaale abgelöst, von allem Fleische gesäubert und darauf in Kalk gelegt. Nach einigen Tagen wird er aus dem Kalk genommen und mehrere Wochen der Witterung ausgesetzt, um ihn zu bleichen.

Der Werth des Schädels ist übrigens nicht gleich; der eines Chinesen wird bei einem Heirathsansuchen für zweie gerechnet, und der eines Europäers für dreie, wozu sich aber wohl selten die Gelegenheit darbietet, einen zu erhalten.

So wie ein Mädchen das Brautgeschenk angenommen, geht der junge Mann in seine Wohnung zurück, wo ihm seine Eltern und Freunde erwarten, und in das Haus der Braut zurückführen. An der Thüre bestreichen sie ihn mit dem Blute eines Hahns, und das Mädchen mit dem Blute eines Huhnes; die Verlobten reichen sich die blutigen

Hände und die Trauung ist vollzogen. Ein Mann, der seine Frau verloren hat, kann zu einer zweiten Heirath schreiten, wenn er abermals drei Schädel, die er aber früher nicht besessen haben darf, zum Brautgeschenk bringt; ebenso ist es auch einer Wittwe erlaubt, ein zweitesmal ein solches Geschenk anzunehmen.

Die Insel Borneo ist reich im Innern an Diamanten und Gold, aber den Europäern ist es noch nicht bekannt, wo sich diese Schätze befinden. Der Theil Borneos, welcher den Holländern gehört, hat nur Waschgold, da die Holländer den dort angesiedelten Chinesen nicht erlauben wollen, förmliche Minen anzulegen. Jetzt aber, wo auch die Engländer auf der Insel Labuan in der Nähe sind, und der Kaufmann Brook sogar Gouverneur eines Fürsten auf dieser Insel ist, wird es nicht lange mehr dauern, daß derselbe seine Statthalterschaft in die Hände der Engländer übergehen läßt, und dann werden solche schon in das Innere des Landes vorwärts bringen und es erobern. Vor der Hand haben sie es noch mit den Seeräubern zu thun, um diese zu vernichten, was sie auch bereits mit Ernst betreiben, um auch auf den Flüssen in das Innere des Landes schiffen zu können.

VIII.

Im russischen Kaiserstaate gibt es eine Anzahl Nationalitäten, welche noch weit von der Kultur der europäischen entfernt sind, die in diesem Erdtheile ziemlich weitfortgeschritten, aber in Hinsicht des wahren beglückenden Lebens noch immer eine große Bahn vor sich haben, den Zweck des Lebens für sich vernunftgemäß und freudig auszubeuten. Einer der nomadischen Stämme, die nach Rußland aus Asien eingewandert sind, und jetzt in den Statthalterschaften Nischnei-Nowgorod, Kasan u. s. w. in Dörfern wohnt, und sich auch bereits zum Ackerbau bequemet hat, sind die Tscheremissen, ein zu den östlichen Tschudenstämmen gehöriger Zweig. Sie haben noch, trotz dem, daß ein Theil die christliche Religion angenommen, manche alte Gebräuche aus der Heidenzeit beibehalten. Bei den heidnischen herrscht noch Vielweiberei. Wer genug Geld hat, kauft wohl bis fünf Frauen. Die erste Frau ist gewöhnlich am billigsten, weil, wenn schon eine Frau da ist, die Väter weniger geneigt sind, ihre Töchter herzugeben, wegen der zu besorgenden Zänkereien. Wer zu arm ist, den geforderten Preis zu zahlen, raubt sich wohl das Mädchen, und zahlt dann etwas Beliebiges. Da Arbeit das

allgemeine Loos der Tscheremissinen ist, so kaufen begüterte Väter gern schon ihren noch unerwachsenen Söhnen Frauen als Arbeiterinnen fürs Haus, daher das Mädchen stets im arbeitsfähigen Alter sein muß. Freiwerber ist gewöhnlich der Vater oder der Namensvater, das heißt derjenige, welcher zuerst bei einer Wöchnerin ins Haus gekommen, nach welchem dann das ungeborene Kind genannt wird.

Zu einer Hochzeit werden alle Dorfbewohner geladen, Bekannte und Freunde aus anderen Nationen aber nur zum zweiten und den folgenden Tagen. Am Hochzeitstage begleiten die Gäste aus des Brautvaters Hause die Braut in das Haus des Bräutigams, wo ein Zelt aufgeschlagen ist, in welchem die Braut von ein paar alten Frauen neu angezogen, und von diesen in ihren Pflichten unterwiesen wird. Darauf nimmt der Bräutigam seine Braut in Empfang, und führt sie in die Stube, wo beide niederknien, während dem der Priester Gebete spricht.

Am Morgen nach der Hochzeit erscheint ein Mann im Namen des Vaters der Braut mit einer tüchtigen Peitsche, und wenn die ihn begleitenden Frauen gefunden haben, daß die junge Frau als Mädchen nicht züchtig lebte, so wird sie bestraft.

Ebenso verfährt der Mann später, wenn er Veranlassung zur Unzufriedenheit hat, denn eine Trennung der Ehe findet nicht statt.

Wenn ein Tschheremisse stirbt, und begraben wird, erhält er etwas Geld in den Gürtel eingebunden, und allerlei Hausrath mit in das Grab; auch einen Stock, um sich gegen die Hunde zu vertheidigen, und ein Büschel Rosenzweige zum Schutz gegen die bösen Geister. Ist das Grab zugeschüttet, so stellen die Begleiter für jeden früher verstorbenen Freund ein brennendes Licht darauf und sprechen dabei: „Lebet im Frieden.“ Neben den brennenden Lichtern stehend, verzehret jeder einen Pfannenkuchen, legt drei abgebißene Stücke auf das Grab und spricht: „Wohl bekomm dir.“ Im Hofe des Verstorbenen wird an zwei Pfählen ein Faden ausgespannt, und darauf ein Ring gehängt, nach welchem junge Leute aus der Verwandtschaft oder unter den Gästen mit Pfeilen schießen. Wer ihn zuerst trifft, erhält das Lieblingspferd des Verstorbenen, welches geschlachtet und verzehret wird.

IX.

Die Kulie, ein ostindischer Volksstamm, der in seiner Heimat zu wenig Erwerb findet, wandern

nach der holländischen Insel Java aus, und siedeln sich in der Hauptstadt Batavia besonders als Lastträger an. Das erste menschliche Wesen, welches man bei der Ankunft auf Java erblickt, ist ein Mann mit einer Kopfbedeckung von der Gestalt eines umgekehrten Korbes, übrigens aber ganz nackt, wenn man den Lappen Finnen, der in Gestalt von Hosen von den Hüften bis an die Knie herabhängt, ausnimmt. Er sitzt da auf seinen Fersen, umgeben von zehn Kameraden, welche beiläufig aussehen wie er selbst, und über welche er eine Art väterliche Gewalt ausübet. Der Anführer hat einen muskulösen und wohlgebauten Körper, und ein paar schwülige Schultern, während sein Mund durch die Schwärze der Zähne und eine gute Portion Tabak, welchen er zwischen den Lippen hält, ganz verunstaltet ist.

Bei der Landung eines Angekommenen eilen die Kulis herbei, und tragen alles Gepäck nach dem Gasthose. Es bestehet kein Beispiel, daß etwas von dem, was man ihnen anvertraut, vermißt wurde, eine wahrhaft schöne Tugend dieser Leute. Sie tragen die schwersten Lasten vorsichtig an dem Bambus, womit sie versehen sind, und wären es auch 1000 Pfunde, und giebt man ihnen außer dem bestimmten Trägerlohn noch eine Kleinigkeit für

Tabak oder Betel, so werden sie das nächstmal einander verdrängen, um euch zu bedienen.

Und dieses treue, fleißige, hilfreiche Volk ist die geringste, verachtetste Klasse der Bewohner Batavias. Nur selten haben sie ein eigenes Dach, um des Abends ihr Haupt niederzulegen. In den öffentlichen Gartüchen essen sie den Reis und etwas Zuspeise, aber einen großen Fehler haben sie, den der Spielsucht, und verspielen ihren kargen Verdienst nur zu oft bei den chinesischen Bankiers. Ist einer aber im Gewinne glücklich, dann schleicht er in die Höhlen des Lasters, und raucht Opium, welches nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit Brust und Lunge eingeathmet wird. Zuerst verbreitet sich ein angenehmes Gefühl von Kraft und Leben durch alle Glieder des Körpers, und eine fröhliche Stimmung beseelt den Geist, aber bald darauf folgt eine Abspannung der Nerven und eine Betäubung der Sinnkraft, und glanzlos starren die Augen, welche allen Ausdruck verloren haben, phantastische Bilder verwirren sich, und langsam schlummern sie ein, von den abenteuerlichsten Träumen umgaukelt. Die Folge ist ein Siechthum im besten männlichen Alter.

Und es sind nicht allein die ungebildeten

Menschen, welche sich aus Lüsternheit den ihnen verderblich erfolgenden Genüssen hingeben, die meist nicht allein übermäßig, sondern auch lächerlich und ganz überflüssig und unnöthig, ja naturwidrig sind, sondern auch die gebildeten Menschenstämme ergeben sich solchen unnatürlichen, verderblichen Ausschweifungen, und vernichten oft in kurzer Zeit ihr eigenes Wohl und schmachten dann in Elend und Noth! O wie uneinsichtig ist noch der größte Theil der Menschheit, noch weit entfernt von der wahren Lebensweise.

X.

Es gibt noch Nationalitäten, welche noch dem unmenschlichen Gebahren der Menschenopfer obliegen, aus den allerirrigsten Begriffen von Gott und der Welterschöpfung, von Menschenliebe und Heilbedingniß. Ein diesem verwandter Wahn ist auch der, welcher bei den Rhands in Godvana (in Ost-Indien) noch vorherrscht, nämlich die Ermordung weiblicher Kinder, deren Zahl jährlich bloß in 6 Distrikten 1200 bis 1500 beträgt. Und warum? Es ist allgemeiner Glaube bei den Rhands, daß die oberste Gottheit, der Sonnengott, am Anfange alles gut geschaffen habe, und das Uebel erst

durch die Erdgöttin in die Welt gekommen sei. Während nun die opfernden Stämme vor allem sich angelegen sein lassen, die Erdgöttin sich günstig zu machen, vernachlässigen die nicht opfernden Stämme dieselbe, und wenden ihre Verehrung ausschließlich dem Sonnengotte zu. Dieser nun befehle, glauben sie, wegen des Unglücks, das den Menschen durch eine weibliche Göttin zugesügt worden, nur so viele weibliche Kinder zu erziehen, als unumgänglich nöthig sei, damit ferneres Unglück durch Weiber verhüthet werde.

Ferner glauben die Rhands, daß die einmal in einer Familie aufgenommenen Geister stets wieder in dieselbe zurückkehren; aufgenommen wird ein Kind durch die Ceremonien des Namengebens am siebenten Tage nach der Geburt. Stirbt nun ein Kind, bevor diese Ceremonie stattgefunden, so gehört der Geist desselben der Familie nicht an; wird also ein Mädchen vorher ermordet, so wird dadurch die Zahl der weiblichen Geburten für die Familie auch in der Zukunft verhindert. Ein zweiter Grund liegt in der Stellung, welchen die Weiber bei den Rhands einnehmen; sie sind vielleicht die freiesten in der Welt. Die Gegenwart von Frauen oder Schwestern ist nicht nur bei allen Kämpfen

nöthig, um die Lebensmittel herbeizutragen, und durch ihr Zureden zur Tapferkeit zu ermuntern; sie werden auch, da sie am Kampfe keinen Theil nehmen, allgemein als neutral angesehen, und als Mittelspersonen bei Unterhandlungen verwendet.

Im Jahre 1844 ist es dem Engländer Macpherson bereits gelungen, einen Theil der Rhands von den Menschenopfern und Kindermorden abzu- lenken, und wenn die Engländer ihn auch, wo es nöthig sein sollte, mit Waffengewalt unterstützen, so werden Pulver und Blei diesen Wahnglauben ausrotten, denn leider, wie man bei allen Nationen des Erdbodens sehen muß, giebt es der Arten des Wahnglaubens und der irrigen Vorstellungen von der Bestimmung der Erde und ihrer Bewohner noch eine bunte Menge, und die reine Vernunft ist noch nirgends die alleinherrschende geworden. Nur der Gewalt ist es mit der Zeit vereint öfter gelungen, die falschen Vorstellungen der Menschen zu beseitigen.

XI.

Der südliche Erdtheil unseres Wohnplanetens enthält eine Menge größerer und kleinerer Inseln, von denen viele von Menschen bewohnt sind, welche sich noch meist in einem rohen Zustande befinden,

und keine Geisteskräfte kund geben. Auf diesen Inseln, welche meist ein herrliches Klima haben, und fruchtbringende Bäume und Pflanzen, ist noch sehr viel Platz für Einwanderer aus den mit Menschen überfüllten Theilen Europas. Eine freundliche Ausnahme zum Theil machen die Bewohner der Marquesas-Inseln. Es sind schöne, athletische, dabei zarte und gelenkige Gestalten, in denen sich jede Gemüthsbewegung kräftig ausdrückt. Ihr Anzug besteht in einem faltigen Stück Zeug um die Lenden geschlagen. Die Frauen tragen einen Mantel über die eine Schulter und über die Brust, der unter dem Arm, an der entgegengesetzten Seite befestiget ist, so daß er lose der Bewegung der Luft nachgiebt, und nur geringen Schutz gewährt. Die meisten Frauen tragen Kränze von Laub und Blumen auf dem Kopfe, was ihnen anmuthige Zierde und Schutz gegen die Sonnengluth zugleich verleiht. Das schöne glänzend schwarze Haar wird bei den Frauen meist am Hinterkopf in einen Knoten gewunden. Die Männer scheeren einen Theil des Kopfes kahl, und den Rest der Haare lassen sie in einem oder zwei Knoten wie Hörner emporragen. Männer und Frauen tragen in den weit ausge-dehnten Löchern der Ohrläppchen allerlei Dinge,

Knochen, Stücke Schildplatt, Zähne u. dgl. Einige tragen Wallroßzähne, andere weiße Blümchen in ein Blatt eingebunden, um den Hals, andere schmücken sich mit Halsbändern von aneinander gereihten großen rothen Hülsen.

Das Tättowiren ist herrschende Sitte, dem Alles, Mann und Weib, Alt und Jung hulldiget. Es wechselt bei verschiedenen Individuen von wenigen zarten Linien an, bis zu einem vollständigen, den ganzen Körper überziehenden Geweben von bläulichem Grün. Einige unter den Frauen haben bloß ein paar feine Striche quer über die Lippen, andere Hände und Vorderarme sorgfältig gefärbt. Bei den Männern findet man auch einen etwa zwei Zoll breiten Streif, der an der einen Seite der Stirne seinen Anfang hat, sich in diagonalen Linie kreuzt, und über die Nasenwurzel bis zur Mitte der entgegengesetzten Backen in gleicher Höhe mit dem untern Theile des Ohres sich dehnt. Manche haben das ganze Gesicht mit schauerlich grüner Farbe bedeckt, die bei alten Kriegerern mit den rothen Augenliedern und weißen Augäpfeln eine gräßliche Vereinigung bildet.

Daß sich diese Art noch im geistigen und materiellen Zustande roh befindenden Völker in einer

der gebildeten Menschheit ganz entgegengesetzten Ansicht von Schönheit und Verschönerung des Körpers befinden, ist nur ein Ausfluß eines thierischen Instinkts; daß aber auf Humanität und Kultur Anspruch machende Menschen gegen die Regeln der Schönheitstheorie sich verunstaltenden Moden hingeben, ist eine Beweislichkeit, daß auch die gescheidten Menschen sich einer ungebildeten Eitelkeit hingeben, einer Unterscheidung, die nicht allein nur zu oft lächerlich, sondern auch für sie selbst sich peinlich herausstellt.

XII.

Je mehr sich die großen Städte vergrößern und an Menschenmenge zunehmen, um so mehr verlieren sie den Charakter der Jugendlichkeit und des Strebens nach sittlicher Vollkommenheit. Der Fall trifft nun auch in der sogenannten neuen Welt, in Nordamerika ein, wo bereits die Stadt New-York über 400.000 Einwohner hat, und hinsichtlich der Sittlichkeit und des Proletariats noch andere Städte überbietet, was das Raffinement des Lasters und der Gaunerei betrifft. Die Zahl von 600 Constablern (Polizeien) reicht nicht mehr aus zur Überwachung der Ordnung, und der Satz bewahr-

heitet sich, daß je größer die politische Freiheit ist, um so nöthiger auch eine Ueberwachung der Ordnung durch die Diener des Gesetzes sei.

Mehrere Schriften, die vor kurzem über die Zustände dieser Stadt erschienen sind, liefern ein sehr niederschlagendes Bild von dem Umsichgreifen der sittlichen Verderbniß in New-York. Eine Menge Taugenichtse, darunter auch viele europäische Einwanderer, nehmen Abends die Straßen ein, und haben es auf die Tugend und den Geldbeutel der Bewohner abgesehen. Am 1. Dezember 1849 waren in den Gefängnissen 1483 Sträflinge.

Aus Europa strömt neben den ehrlichen Leuten auch vieles schlechte Gesindel nach Nordamerika, Betrüger und Revolutionäre, und die Folgen der zunehmenden Demoralisirung werden sich immer mehr und mehr verbreiten. Die Begriffe von der wahren, gesetzlich zum Wohle der Menschheit nothwendigen Freiheit werden wie in Europa nach und nach zu Uebergriffen führen, und viel Elend und Noth verbreiten. Die Kunst vernünftig und lebenszweckmäßig zu leben, ist noch weit von einer Allgemeinheit entfernt. Die Laster überwiegen weit die Tugenden.

XIII.

Wenn Menschen, wenn auch nicht eben so hoch gebildete, wie in mehreren großen Staaten, in einem kleinen Raum beisammen wohnen, so führen sie das Leben in Frieden und Ruhe glücklicher durch, als große Nationalitäten, die in periodischen Kämpfen gegenseitig sich alle menschliche Leiden zufügen. So glücklich sind bis jetzt die Bewohner der Insel Pictarin im indischen Südmeere, welche nur eine halbe Meile im Umkreise hat, aber fruchtbaren Boden und eine romantische Schönheit, mit einer sehr üppigen Vegetation, welche im Stande ist, 2000 Menschen zu ernähren. Vor der Hand sind auf dieser Insel nur 140 Bewohner, Abstammlinge von englischen Matrosen, und Weibern aus den Gesellschaftsinseln, Amerikaner und Franzosen. Die Insel bringt Mais, Kartoffeln, Citronen, Orangen, Ananas, Tabak, Zuckerrohr, Pisangs u. s. w. An Thieren kommen gut fort: Schweine, Ziegen, Geflügel in großer Anzahl, Fische gibt es ebenfalls in großer Anzahl, und Bäume zu Bauholz hinreichend. Stürme fallen selten vor, und Blitze gar selten. Die Einwohner der Insel haben nette, reinliche und bequeme Wohnungen, weben Stroh-

hüte und kleine Kästchen, Körbe u. s. w., und verkaufen solche, wie auch Früchte und Gemüse an die Wallfischfänger, die bei ihrer Insel anlegen, oder sie vertauschen solche auch gegen Kleidungsstücke, Handwerkzeuge und andere nützliche Artikel.

Ihre Regierungsform ist einfach. Sie haben einen Vorsteher und zwei Räte; der erste wird jährlich erwählt, ernennt einen Rath, und das Volk den andern. Alle Streitsfälle kommen vor eine Juri von sieben Personen, wobei Kläger und Beklagter das Recht haben, denjenigen zu verwerfen, den sie nicht vorurtheilsfrei und unpartheiisch halten. In der Religion bekennen sie sich zu der episcopalischen Kirche. Ihr Führer ist dabei die Bibel und gewöhnliche Gebetbücher. Kirche halten sie zweimal der Woche und Hausgebete jeden Morgen und Abend. Den Kindern wird Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte gelehrt. Ihr Schullehrer, der auch die geistlichen Funktionen verrichtet, leitet den Unterricht mit vieler Fähigkeit und Anstand. Die gewöhnlichen Vergnügungen der Erwachsenen sind: die Jagd der wilden Ziegen, das Ballspiel, Ringen auf Stelzen und der Tanz. Für den ruhigern und ernstern Theil der Bevölkerung haben sie eine Bibliothek, sowohl aus Ge-

schichts- und Reifewerken, als auch selbst aus Romanen, besonders von Walter Scott, Maryat, Dickens u. s. w., die sie theils von Fahrzeugen, die dort anlegen, gekauft, oder geschenkt erhalten haben.

Kapitän Worth, der ihnen 1848 im September nützliche Geschenke gemacht, sagt, daß nichts die Freude und herzliche Dankbarkeit übertreffe, welches dieses einfache aber treffliche Völkchen fühlte und bezeugte. Mit Thränen in Augen erkannten sie die Wohlthaten, die sie nie aufhörten von den Landsleuten ihrer Vorfäter zu empfangen, und wenn ja heiße Dankgebete für solche Gaben gestammelt wurden, so geschah es von diesen tugendhaften und wackern Insulanern. Der Umstand, daß man aus Mangel eines ordentlichen Hafens nur an ihrer Insel mit einem Boote landen, und nur eine kurze Zeit verweilen kann, bewahrt die guten Menschen vor dem schädlichen Einfluß, den die Mannschaften der sonst dort anlegenden Schiffe sicherlich verderblich ausüben würden. Verbrechen sind auch in der That dort so wenig gekannt, als die Menschenliebe gegenseitig eine herzliche, stets wohlwollende ist.

Der gute Geist der Menschheit erhalte die

Bewohner der Insel Victarin in der Erkenntniß alles Guten und dessen Durchführung, was leider bei ganzen Nationen in großen Staatenumfängen die Geschichte der Menschheit nicht aufzuweisen hat. Der Irrsinn hat stets vorgeherrscht, und ist noch überall an der Tagesordnung.

XIV.

London, die Hauptstadt Englands, hatte im Jahre 1850 bereits $2\frac{1}{2}$ Million Bewohner, und unter diesen verhältnißmäßig eine Menge Bettler und Vagabunden, die indeß meist das Leben besser durchbringen, als die armen Fabrikarbeiter. Die Londoner Bettler pflegen zu 40 und 50 in eigenen Schenken zusammen zu kommen und bringen bei Saus und Braus die Nächte daselbst zu. Bisweilen erlustigen sie sich sogar mit dem Tanze, und spielen um Geld.

In dem Augenblick, als die Bettler die Schenke betreten, legen sie mit ihren zerlumpten Oberkleidern auch ihren Charakter ab, und erscheinen wirklich wie sie sind. Da kann man Wunder aller Art sehen. Diejenigen, welche kaum eine Viertelstunde vorher schon mit einem Fuße im Grabe zu stehen schienen, sind wie durch einen Zauberschlag her-

gestellt, und freuen sich auf eine bacchantische Weise ihres Lebens. In einem Winkel der Vorhalle sieht man 30 bis 40 Krücken, welche zur Betreibung des Bettlerhandwerks gehören, und grade diejenigen, welche sich ohne den Krücken gar nicht zu bewegen im Stande schienen, gehören zu den gewandtesten Tänzern. In jeder Hand findet man ein Glas, und Toaste werden häufig ausgebracht, besonders an Geburtsfesten der sehr ehrenwerthen Mitglieder.

Man findet da ein Duzend Personen, mit Augen, so klar und scharf wie Adleraugen, die den ganzen Tag über stockblind waren. Jene, welche auf der Straße so elend schienen, daß man erwarten mußte, sie würden noch vor dem Abend im Sarge liegen, jubeln und singen wollüstige Lieder. Jeder Arzt würde ihnen wenigstens ein Leben von 40 Jahren versprechen. Dort sitzt einer in der Ecke, schlägt den Takt mit dem Fuße, und jubelt so laut, daß man ihn aus Allen heraushört. Es ist derselbe, der den Tag über wie eine Schnecke auf der Straße herumkroch, und jeden Vorübergehenden in jammernden Tönen um eine milde Gabe bat, und wie es schien, kein lautes Wort hervorzubringen vermochte.

Die Abendgesellschaften der Londoner Bettler währen weit über Mitternacht hinaus, und wenn einer sich vor Trunkenheit nicht entfernen kann, so bleibt er auch über Nacht in der Schenke. Die Meisten von ihnen würden beim Theater ihr Glück machen, denn sie sind durchweg treffliche Mimiker, und haben es in der Verstellungskunst weiter gebracht, als mancher Bühnenjünger nach einer Reihe von Jahren und vielen Studien.

Wenn man nicht in einem Staate streng darauf sieht, daß jeder Betrug dieser Art unmöglich gemacht wird, daß wer arbeiten kann, auch arbeiten muß, und wer es wirklich nicht mehr kann, hinlänglich versorgt wird, so kann es nicht anders kommen, als daß die Demoralisation in alle Klassen eingreift, und der völkerliche Staatsinsassen-Verein ein, das Leben der Rechtlichen selbst, zu einem peinlichen und unerquicklichen macht.

XV.

Selbst in Europa, wo man sich einer vorwiegenden Humanität und geistigen Kultur rühmt, sind die Menschen von beiden noch in manchen Länderteilen weit entfernt, und selbst die christliche Religion hat verhältnißmäßig auf die Be-

wohner derselben zur Erkenntniß der Menschenliebe, und eines vernünftigen Lebenswandels wenig eingewirkt. So unter andern auch auf der Insel Sardinien, wo die Volkserziehung so sehr vernachlässigt ist, daß bei einer Bevölkerung von 32.000 Seelen, worunter man 1900 Kinder von 6 bis 12 Jahren zählt, nur 150 etwa zur Schule gehen. Von den erwachsenen Bauern kann unter 60 gewöhnlich nur Einer lesen und schreiben. Die Sittlichkeit des Volkes ist kaum weiter fortgeschritten als seine Intelligenz. Die gewöhnlichsten Verbrechen sind die Blutrache (Vendetta) die Brandstiftung in den Wäldern und der Diebstahl. Man schätzt den Werth des alljährlich geraubten Viehes auf 50.000 Franken. Die Diebe werden selten erwischt, weil solche, wenn sie angezeigt werden, alsbald in die Berge flüchten.

Auf der Insel Sardinien giebt es keine Fabrication und selbst der wichtigste Erwerbszweig, die Korallenfischerei, wird von Neapolitanern und Genuesern ausgebeutet. Der Aberglaube der Sardinier ist von der plumpsten Art. Die Geistlichkeit, so geringe auch ihre Kenntnisse sind, genießt die tiefste Verehrung und man fürchtet sich auch vor ihr, weil sie stets im Geheim bemüht ist, von den

Familienverhältnissen in genaue Kenntniß zu gelangen, um daher auf dieselben kräftig einzuwirken, aber leider nur zu einer Ausbeute für sich selbst in materieller Hinsicht.

Kurios ist auf dieser Insel die Heilung eines von der Tarantel-Spinne Gestochenen. Zuerst ist man bemüht, das Insekt aufzusuchen und zu fangen, um zu wissen, welcher Art es angehört, um je nach die Mädchen, Frauen oder Wittwen des Ortes einzuladen, den Kranken zu heilen. Auf diese Einladung erscheinen solche, bilden einen Kreis um den Gestochenen und tanzen um ihn her, während er selbst ohne Unterbrechung einen Solotanz ausführt, bis alle ganz erschöpft und müde sind. Diese Tanzheilmanier wird täglich 3 bis 4mal eine ganze Woche fortgesetzt, wo der Kranke als geheilt erkannt wird.

In einigen Theilen der Insel hat man ein anderes, weit minder angenehmes Heilverfahren. Man fängt damit an, den Kranken bis an das Kinn in einen Düngerhaufen einzugraben, worauf das schöne Geschlecht ohne Unterschied den Patienten bezaubert, nicht durch Tanz und Musik, sondern durch den schrillenden Klang einer Menge kleiner Glöckchen, wie man solche den Schafen

und Ziegen umhängt, und die man so lange als möglich schwingt; das mistönende Geräusch, welches sie verursachen, soll den bösen Geist erschrecken, und ihn aus dem Körper des Kranken austreiben. — Die Wirkung dieses Heilmittels besteht indess augenscheinlich in der Ausdünstung, welche durch dasselbe erzeugt wird.

XVI.

Es ist das Schicksal der meisten Menschen, daß sie die Mittel zur Erhaltung ihres Lebens auf eine sehr mühsame Art herbeischaffen müssen, und jeder Gefahr trogen, welche ihnen solche nicht zuständig belassen will. Die ungebildete Gattung der kleinern Nationalitäten wohnt in selbst unwirthbaren Gegenden, und muß sich daher auf gefährvolle Errungenschaften zum materiellen Leben werfen, — solches auf der Lebensbahn fortsetzen zu können. So auch die Fischer in Archangel, an der Nordküste des russischen Reiches.

Man staunt oft über die Thaten der englischen Wallfischfänger, über den Muth und die Kühnheit, womit sie sich furchtbaren Gefahren aussetzen, aber deren Unternehmungen werden von

den Fischern von Archangel noch übertroffen. Man darf sich nur auf ihre Frühlingsbeschäftigungen erinnern, in ihren leeren Fahrzeugen, den Karbasen, schiffen sie in das offene Meer hinaus, durchfahren in diesen Rußschaalen ungeheuere Strecken, gehen unbekümmert den augenscheinlichsten Gefahren entgegen, erdulden tausendfache Entbehrungen, bringen den Winter in den entlegensten Gegenden zu, unter Schnee und mehrmonatlicher Polarnacht. Das Meer ist ihnen die einzige Lebensquelle, und daran sind sie von früher Kindheit an gewöhnt, und davon trennen sie sich nicht, bis in das hohe Alter.

Hat der Fischer ein Schifflein mit Proviant und anderen Nothwendigkeiten beladen, so geht er auf den Fischfang. Kommt ein Sturm, und er ist noch nicht am Ziele einer Insel angelangt, oder ist er im Herbst auf dem Rückweg mit der reichen Beute, kommt ein Windstoß, der sein Schifflein an das Ufer wirft, daß er kaum sich noch selbst rettet, warum trauern und klagen? Er geht an das Ufer, zieht einen Balken Treibholz heraus, und macht daraus ein Kreuz, befestiget es in den Boden, und schreibt darauf, wenn er schreiben kann: „An dieser Stelle litt am Tage

des Jahres N. N. Schiffbruch.“ Dann klagt er nicht mehr über sein Loos.

Ist es ihm aber gelungen, in einen Hafen des Festlandes einzulaufen, und hat er einen reichen Fang gemacht, so stellt er gleichfalls ein Kreuz zum Andenken auf. Aber nicht immer entkommen die Schiffer glücklich aus jeder Gefahr, häufig gehen die Unglücklichen mit ihren Schiffen zu Grunde; sie kommen vor Hunger um, und noch öfter durch den mörderischen Scorbut, der sie in ihren Winterlagern heimsucht. —

Die Erde hat noch sehr viele Wohnplätze in den schönsten gemäßigten Klimaten und Lagen, welche unbewohnt sind, und wenn die Menschenliebe nur allgemeiner wäre, würde man schon längst die Bewohner unfruchtbarer, peinlich klimatischer Gegenden dahin befördert haben.

XVII.

Die Engländer haben im Süden Spaniens an der Meeresküste, Afrika gegenüber, eine Bergfestung, Gibraltar genannt, wo der berühmte Denkspruch: „Die Arbeit überwindet Alles,“ eine sehr seltsame Bestätigung findet. Die Natur hat hier einen nackten, brennenden Felsen

senkrecht hingestellt, allen Winden der Wüste, allen Gewittern des Himmels preisgestellt. Die Engländer haben trotz dem den Felsen bebaut, Erde und Wasser herbeigeholt, und das kahle Gestein in einen Garten verwandelt, der vielleicht der hübscheste und lachendste auf der ganzen Halbinsel ist. Prächtige Bäume, Aloen vom schönsten Wuchse, Blumen aller Arten, aller Zonen und Farben, und reizende Kioske zeigen sich den verwunderten Blicken. Das Ganze ist jedoch in einen Panzer von Granit gepreßt, und mit Kanonen umstellt, gleichwohl hat der Mensch nicht leicht irgendwo der Natur auf eine überraschendere Weise Troß geboten. Man begreift kaum, wie es den Engländern gelang, in allen Löchern dieser senkrechten Wände fruchtbare Gärten anzulegen, und rings um diese Gipfel Straßen zu graben, wo man reitet und spaziren fährt.

In einem Theile des Berges von Gibraltar hausen noch wilde Affen. Ein Reisender schreibt von deren Ansicht: „Die, welche ich gesehen und verfolgt habe, waren in der Größe von achtjährigen Kindern; sie gingen aufrecht, mit verschränkten Armen und warfen mir jene menschlichen und traurigen Blicke zu, die mich meinerseits etwas

verwirrten. Es gab unter ihnen auch sehr junge, kaum so dick wie Wickelfinder von einem Monat, die im Sonnenschein freisten. Bei unserem Nahen riefen die Mütter sie mit greller Stimme bei ihren Affennamen, faßten sie dann an den Händen und führten sie wie Kinder auf den Spaziergang, luden sie zuletzt, als sie uns immer näher kommen sahen, auf ihren Rücken, und verschwanden mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter den Felsen."

Diese Thiere leben von Datteln, welche die Bergspitze in Zwergformen bedecken. Zuweilen steigen sie wohl auch in die Gärten herab, und verzehren Feigen und Gemüse. Es ist in Gibraltar ausdrücklich verboten, diese Thiere zu tödten, was aber die Einwohner nicht hindert, ihnen eine Falle zu legen, mit welcher sie oft gefangen werden. Man sagt, daß zwei Affenarten auf dem Berge zwei verschiedene Klippen bewohnen, und sich öfter blutige Gefechte liefern, ihre Todten jedoch sehr anständig bestatten, und zwar in einer Grotte, die Martinsgrotte genannt, wo ein vollständiger Todtenacker derselben sich befindet.

Nur der Handelsseigennutz hat die Engländer

bewogen, sich Gibraltars zu bemächtigen, zugleich mit einer politischen Bestimmung, die Meerenge zwischen Spanien und Afrika zu beherrschen, und als ein Wachposten in Kriegszeiten, jeden Ausgang aus dem mittelländischen Meere zu verwehren.

XVIII.

In mehreren Reichen des innern Afrika sind Weibersoldaten nichts Ungewöhnliches, und dieser Zustand läßt sich physisch erklären. Das Weib wird in jenen Gegenden mit 8 — 10 Jahren mannbar, ist aber mit 20 — 25 Jahren, wenigstens was die Fortpflanzung betrifft, eine Matrone, nichts destoweniger lebt sie aber noch fort, und ist in einem Alter, wo die Kraft noch nicht erloschen sein kann.

Auch in Indien giebt es solche Weiberregimenter, besonders hält der Nizam von Heiderabad in Dekkan noch jetzt eine eigenthümliche, ganz aus Weibern bestehende Wache. Diese Amazonen heißen Gardonis — wahrscheinlich aus dem europäischen Worte „Garden“ componirt oder corumpirt. Sie sind wie die Spahis gekleidet, mit Musketen versehen, und bis zu einem gewissen Grade disciplinirt. Sie haben öfter an den krie-

gerischen Operationen Theil genommen, und haben sich nicht geringer im Kampfe geschlagen, als die andern männlichen Truppen. Während des Krieges mit den Mahratten hatte der Nizam zwei dieser weiblichen Bataillone, jedes 1000 Köpfe stark, bei sich, und sie führten den Namen „Zaffer Pultuns“ Siegesbataillone.

Auch in der Vorzeit gab es weibliche Truppen, als die Amazonen, die Böhminen, unter der Anführung der Blasta, aber überall nahmen sie ein klägliches Ende.

Es ist unbegreiflich, wie die Menschen überall nicht zu der Einsicht kamen, sich das Leben auf der Erde so viel als möglich auf das ergöglichste zu gestalten; im Gegentheil, sie morden einander unaufhörlich, und im Kriege ist der höchste menschliche Ruhm zu erreichen! — Und Christen, deren Lehre die Menschenliebe vor Allem verlangt, Christen erfinden immerfort neue Waffen, um sich schneller tödten zu können.

XIX.

In China machen die Neuverheiratheten keine Besuche bei ihren Verwandten, sondern alle Bekannten derselben, alle ihre Nachbarn, kurz, wer

nur Lust hat, findet sich bei dem jungen Paare ein, um dasselbe kennen zu lernen. Das junge Paar muß dabei vor dem Bette sitzen. Zuerst kommen die Männer herein; jeder macht eine tiefe Verbeugung, stellt sich dann hin und betrachtet die junge Frau aufmerksam, anreden darf er sie nicht; auch sie schweigt. Dagegen spricht ihr Mann viel und zwar nur von ihr; er entwirft namentlich eine pomphaste Schilderung ihrer Reize, macht auf ihre niedlichen Füße, auf ihre weißen Hände u. s. w. aufmerksam, während die junge Frau wie ein WachsBild neben ihm sitzt. Vor jedem Eintretenden, und der Besuchenden sind meist viele, muß diese Lobeserhebung wiederholt werden. — In einem andern Zimmer erhalten die Leute, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt haben, eine Tasse Thee und eine Pfeife Tabak.

Nach den Männern kommt die Reihe an die Frauen, aber da entfernt sich der junge Ehemann, die Frauen betrachten die kürzlich Verheirathete, musternd vom Kopfe bis zu den Füßen; sie muß ihnen ebenso ihren Mann rühmen, wie dieser sie vor den Männern rühmte. — Von ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit hängt der Ruf ab, in dem sie später steht. Manche junge Frau entschließt

sich deshalb auch, weil sie überzeugt ist, daß sie durch ihre Reden doch nicht Allen zu gefallen vermag, während dieser Besuche gar nicht zu sprechen, sondern wie eine Bildsäule, mit niedergeschlagenen Augen dazusitzen und sich mustern zu lassen.

Eine junge Frau darf ihre Eltern erst nach einem Jahre besuchen. Merkwürdig ist ferner, daß die Verwandtschaft, welche von Frauen herrührt, in China gar nicht für eine Verwandtschaft gehalten wird, so daß zum Beispiel die Kinder von Schwestern ungehindert einander heirathen können, während man die Verwandtschaft vom Manne her bis in das Unendliche verfolgt, und die Landesgesetze eine Heirath solcher Verwandten selbst im hundertsten Gliede außerordentlich hart bestrafen. —

Die Menschen waren, und sind noch immer in der Wahrheit, in der Zahl der Millionen Welten, auf ihrem Wohnsitz der Erde, größtentheils nur halb einsichtige Geschöpfe, daher man wohl annehmen kann, daß nach der Stufenfolge der Naturgesetze überhaupt, es Welttheile giebt, wo deren Bewohner eine höhere Vernunftkraft besitzen, und dieser gemäß, auch vernünftiger ihre Lebensbahn beschließen. Der Wahn der Erdenbewohner

geht jedoch nur von sich selbst aus, da die meisten den Glauben hegen, nur die Erde habe Menschen, welchen als Endziel ein Himmelreich beschieden ist, und alle die Millionen Sonnen und Sterne sind nur für sie zur Parade da, unbewohnt und todte Massen! —

XX.

Das Leben der Menschen gestaltet sich in den Erdstrichen, welche sie bewohnen, sehr verschieden, und ist stufenweise emporsteigend, von gänzlicher Rohheit, bis zur möglichsten Kultur des Geistes. In Brasilien (Südamerika), obgleich ein Kaiserreich, ist die Civilisation noch weit von der europäischen entfernt. Von Fabriken und Manufakturen findet man keine Spur, und ebenso wenig sind Vergnügungsorte vorhanden, in denen die Lebenslust bei geselliger Unterhaltung, Spiel und Tanz Genuß finden könnte. — Die Masse der Bevölkerung besteht aus Lumpen, einer Bastardenrace von Weißen, Negern, Mestizen, Creolen, die in ihrer Versumpftheit fort vegetiren, und keines höheren Aufschwunges fähig sind.

Eigentliche Volksfeste, Scheibenschießen, Ernte- und Jahrmarktsfeste u. s. w. kennt man nicht;

Alles wird von dem Kirchenleben absorbiert. Wie in Europa die Polizei die Menschen unter ihrer Vormundschaft zu halten angewiesen ist, so hat sich in Brasilien die Kirche derselben bemächtigt, und in dieser Hinsicht hat man sich in Brasilien nicht darüber zu beklagen, denn das Gängelband, das Priesterflugheit wob, um daran das Volk zu leiten, ist sanft und weich.

Die Kirche ist also den Brasilianern Alles: sie muß ihm die Zeit vertreiben; wenn er sich langweilt, sie gilt ihm in ihren pompösen Aufzügen für eine angenehme Schaulust. In der Kirche werden Liebschaften angebahnet, und die Mädchen angeln nach Eroberungen. Die Kirche ist es, die mit ihren Sakramenten ihn auf dem Sterbebette tröstet, wo es vielleicht zum erstenmal geschieht, daß er ernsthaft an das Jenseits denkt; die Kirche ist es endlich, in welcher der Brasilier begraben sein will, um unter den Jüttichen eines Heiligen, mitten durch das Fegfeuer geraden Wegs in das Himmelreich zu schlüpfen.

Geistesschwache Menschen haben keinen andern Halt zu der Ewigkeit, als die sinnlichen Vorbereitungen zu derselben, und da deren Zahl eine ungeheuer überwiegende ist, so muß die Ceremonie

eines Kultus die Sinne beschäftigen, und zugleich auf das moralische Leben einwirken. Die Geschichte der Menschheit liefert vom Anfange bis jetzt die Belege dazu. Nur der Geistesstarke, Erkenntnißkräftige vermag sich in seiner Seelenreinheit in das Reich der Ewigkeit schon auf Erden zu versetzen, und dieser gemäß, seine irdische Laufbahn zu durchwallen, welche in der Befolgung der göttlichen Gesetze und in der Liebe des Nächsten zu dem freudenreichsten Ziele führt.

XXI.

Die größten Hauptstädte haben auch die größte Zahl von Bettlern und Bagabunden, und es wird ordentlich in manchen, in der Kunst zu betteln, ein angemessener Unterricht ertheilt, was besonders in London der Fall ist, wo ein altes Weib eine Schule für kleine Kinder hält, in welcher sie in der Kunst entsprechend zu betteln, unterrichtet werden. London ernährt täglich 15000 Straßenbettler, darunter mancher täglich 36 fr. erbettelt. Viele bilden sich in Clubs, wo des Abends mit recht vielem Anstande eine Partie Whist oder Boston gespielt, mit den Bettelmädchen getanzt und mit den Collegen wacker getrunken wird.

Eine spekulative Bettelfrau zahlt für ein Kind, wenn es recht elend, gebrechlich und franken Aussehens ist, mit Vergnügen zwei Schilling täglicher Miethe; ein blinder Mann ist theurer, und um so mehr bekommt er, je abgemagerter er ist und gräßlichere Gesichter er schneiden kann. Parade-Artikel sind die Jungen, welche durch künstliche Verdrehung ihrer Gliedmassen sich zu jämmerlichen Krüppeln gestalten, und dazu rechts und links schielen können. — Eine Frau sitzt 10 Jahre lang jeden Tag an derselben Stelle mit zwei Zwillingen, die nicht älter und größer werden. Die Bettler halten sich dergleichen Subjekte nicht selbst, dies ist zu unbequem und mit der Unnehmlichkeit ihres häuslichen Lebens nicht verträglich; dazu sind besondere Magazine, aus denen dergleichen Kinder, Krüppel und Jammergestalten früh abgeholt, und an dieselben Abends wieder abgeliefert werden. Es versteht sich dabei von selbst, daß der Abholende dem Magazine eine verhältnißmäßige Caution stellen muß. Außer der Straßenbettler giebt es noch sehr viele verschämte Arme, die von Haus zu Haus mit Bettelbriefen herumgehen. —

Mit jedem neuen Jahre rühmt man sich der steigenden Cultur, der geistigeren Auffassung der

Christlichen Religion, der höheren Einsicht im Betriebe des gesellschaftlichen Staaten- und Familienlebens, und hat es doch noch nicht dahingebracht, den Bewohnern der Erde insgesammt einen für jede Lage derselben entsprechenden Lebensunterhalt zu octroiren. Die Abstufung zwischen zu reich und zu arm ist in der Höhe und in der Tiefe noch nicht ausgeglichen, und die neueste Narrheitstheorie des Socialismus würde, wenn solche nur auch auf eine Zeit möglich wäre, gerade ganze Bettlervölker hervorbringen, und zu dem gräßlichsten Uebergang führen. Nicht gar zu reich, und nicht gar zu arm, in einem solchen Verhältnisse kann die Menschheit allein sich insgesammt des Lebens freuen; nicht gar zu großen Ueberfluß, und nicht gar zu großer Mangel. Auch ohne dem Ueberflüssigen ist das Nothwendige hinreichend, die Bahn des Lebens zu einer freudigen zu gestalten.

XXII.

In London befinden sich Verkäufer von Pferdefleisch für Hunde und Katzen, die man Carriers nennt. Sie kaufen ihre Waare bei den Schindern, todte und auch lebende Pferde, welche die Schinder zuerst von allen Seiten des Landes

durch ihre Correnspondenten auffaufen lassen. Die Todten schafft man auf Karren fort, hinter denen man diejenigen, die sich noch auf den Beinen halten können, eines an den Schweif des andern bindet. Findet sich darunter ein Junges, das man in Folge eines Unfalles zu rasch zum Tode verurtheilt hat, so bringen es die Schinder in den Stall, pflegen es, und stellen es oft wieder her. Auch widerspänstige Pferde werden oft an die Schinder verkauft, welche oftmal solche dennoch zu bändigen verstehen.

Die Pferde werden von einer Klasse Leute abgeschlachtet, die man Knacker's nennt, und welche beiläufig des Tages 4 Schillinge verdienen. Ihre Arbeit beginnt um Mitternacht, weil das Fleisch vor 6 Uhr des Morgens gekocht sein muß, um zu rechter Zeit dem Austräger übergeben zu werden. — Alles dieses Fleisch ist für Hunde und Ragen. Ein Mann, der das Geschäft 25 Jahre lang betrieb, hat berechnet, daß man in London wöchentlich beiläufig 150 Pferde aushauet, sonach gegen 200000 Pfund Fleisch, das wöchentlich von Hunden und Ragen verzehrt wird. Die Schinder werden bei diesem Geschäfte reich, und ziehen sich

dann von diesem edelhaften Geschäfte zurück und werden Pandeigenthümer.

Unter den Carriers befinden sich Männer und Frauen, und die letzteren ergeben sich meist der Trunkenheit. In der neuesten Zeit hat sich die Confurrenz dieser Pferdefleischverkäufer sehr vermehrt, und bringt daher nicht viel Gewinn ein. Den besten Absatz haben sie bei den Kleinhändlern und Arbeitern; die schlimmsten Kunden sind die alten Jungfern, weil sie immer an dem Preise abdingen und sehr unrichtig zahlen.

Mancher Herr kauft täglich 4 Pfund Fleisch für zwei schöne Neufoudländer Hunde. Man erzählt von einer Negerin, die sich täglich für 16 Pence Fleisch kaufte, dann auf das Dach ihres Hauses stieg, und dieses Fleisch den Ragen in die Dachrinnen hinwarf, wodurch alle herumirrenden Ragen aus der ganzen Nachbarschaft herbei kamen, so daß sich die Nachbarn darüber bei der Polizei beklagten, denn das Geschrei und Geheul der hunderte von herbeigelaufenen Ragen war furchtbar anzuhören.

Die meisten Händler des Pferdefleisches tragen einen glänzend gefirnigten Hut, Aermelwesten von schwarzem Sammet, eine blaue Schürze, Ho-

sen von Pelzsammt, und ein blaues, mit weißen Erbsen gesticktes Halstuch; manche auch zwei und drei solche Halstücher. —

Die Erwerbswege der Menschen sind gar mannigfaltig, und wohl dem, der solche aufzufinden und einträglich zu benützen weiß. Schon mancher Mann ist durch die Erfindung eines anfangs anscheinend, unbedeutenden Verbrauchartikels zum Wohlstand gelangt, wie zum Beispiel mit der Fabrikation der Schwefelzündhölzer, mit den Abfällen von Häuten zur Düngung u. s. w. Wer das Kleine nicht verschmäht, und beharrlich es auszubeuten bemüht ist, erreicht seinen Zweck in den meisten Fällen.

XXIII.

Die Provinz Biscaya in Spanien, deren Bewohner sich Basken nennen, enthält in ihrer Gesammtheit lauter Edelleute; Alle, die Grafen, die Ritter, die Bauern, Alle sind adelige, und in dem Gesammtleben, und bei allen Spielen an Sonn- und Feiertagen, Gesangsvereinen u. s. w., stehen die hohen Adelligen im Tanze neben Schneidern und Quincaillerieshändlern. Bei den Basken trifft man nicht den Contrast des äußersten Elens-

des über übermäßigen Reichthums; ein allgemeiner auf den Anbau des Bodens gegründeter Wohlstand scheint zu allen Zeiten in diesem Lande geherrscht zu haben, das seine Wohlfahrt auch dem Seehandel dankt.

Die Vasken, eine euskarische Race, zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Züge aus, und es sind besonders unter den Frauen prächtige Gestalten, und die Grazie und der Anstand gehen hinab bis unter die untertesten Stände. Die Männer haben zwar etwas minder ausgezeichnete Gesichtszüge, aber die Schönheit der Formen und die Harmonie der Bewegungen theilen sie mit den Frauen. Der rothe Gürtel um die Lenden, die Weste, wie den Dolman eines Husaren, über die linke Schulter geworfen, den Barret leicht über das Ohr gestülpt, den Stab in der Hand, scheinen sie stets sprungbereit, und wenn sie hoch den Kopf tragend und mit stolzem Blicke grüßen, so fühlt man in dieser, anderswo mit Servilität gepaarten Handlung eine wahre Curtoisie, und betrachtet man diese Bevölkerung, wo jeder seine persönliche Würde zu behaupten, und zugleich die des Anderen zu achten verstehet, so begreift man die alten, von den spanischen Königen denselben gewährten

Vorzüge. Sie sind in der That ein Volk von edlen Leuten.

Wie jedes Volk als Nationalität, haben auch die Basken besondere Eigenheiten. Wenn die Männer Ball- oder Regelspiele betreiben, tanzen die Frauen mit einander. Die Gebirgsbasken haben einen besondern charakteristischen Sittenzug: wenn eine Frau niederkömmt, so legt sich der Mann in das Bett, nimmt das neugeborene Kind zu sich, und empfängt die Complimente der Nachbarn, während die Frau aufsteht und den häuslichen Geschäften nachgeht.

Die sittlichen und geistigen Züge der Basken entsprechen vollkommen ihrem Aeußern. Sie sind sehr reinlich, unternehmend und vortreffliche Arbeiter. Sie besizen einen lebendigen, durchdringenden Geist, und sind geneigt zu Scherz und selbst zu Spott. Poesie und Musik ist ihnen eigen. Manchmal liefern sich die Bewohner zweier Dörfer wahrhafte poetische Kämpfe, die Improvisatoren fordern sich heraus, und antworten sich in Versen, die bald gesprochen, bald nach Nationalmelodien gesungen werden. Das geringste Ereigniß wird zum Stoffe eines Liedes. Jeder betrogene Liebhaber macht ein Lied auf seine Geliebte, und eine

Zeit lang kann diese nicht das Haus verlassen, ohne von den Straßensungen geneckt zu werden.

Die Basten sind demnach ein glückliches Völkchen, und wenn sie von den französischen Nachbarn nicht zu politischen und andern Uebergriffen verführt werden, so ist ihr Loos auf Erden ein zufriedenstellendes, und sie haben nicht Ursache, die großen, sich hoch gebildet dünkenden Nationen Europas zu beneiden. Sie erfüllen den Zweck des Lebens weit angemessener in freudiger Zufriedenheit.

XXIV.

Die Indianer in Brasilien, in den Waldgebirgen haben eine große Geschicklichkeit, die Stimme der Thiere und Vögel nachzuahmen, um solche dadurch herbeizulocken, um sie mit ihren Pfeilen erlegen zu können. Wenn sie um Mittag, in den Schatten des Waldes hingestreckt, von lautloser Stille umringt, ihre Siesta halten, so stoßen sie, oft blos zu ihrem Privatvergnügen, plötzlich die rauhe, abgebrochene Stimme der Unze, oder das heisere Gefreisch irgend eines Raubvogels aus, und dann verwandelt sich auf einmal die lautlose Stille des Waldes zu einem Tummelplatz des Aufruhrs und der lebhaftesten Bewegung. Die

Vierfüßler scheuchen von ihren Lagern auf, und das grüne Laubdach des Waldes belebt sich von aufgeschreckten Vögeln. Die Thiere des Waldes hören die warnende Stimme ihres Tyrannen. Die amerikanischen Wilden haben zwar einen Hang zur Trägheit, aber auf der Jagd entwickeln sie eine Lebensfülle, eine strotzende Thatkraft und Unermüdlichkeit. Jeder Nerv, jede Muskel zeugt von der Spannkraft des Körpers, von der Federkraft und Elastizität einer Gelenkigkeit, die sich weder durch das Dickicht des Waldes, noch Ströme, Wüsten und Gebirge von der Verfolgung des Wildes abhalten läßt. Für reisende Europäer haben die Tage in der Wildniß Brasiliens mancherlei Freuden, von denen der Stubenmensch fast keine Ahnung hat. Wie herrlich ist die Hochfeier der Nacht des Südhimmels mit dem silbernen Mond und den Myriaden von Sternen, Welt über Welt stehend; oder die furchtbare Majestät einer tropischen Gewitternacht, mit lautem Sturm die hohen Kronen des Waldes schüttelnd und Riesenstämme zerbrechend, einen wunderbaren Contrast von der tiefen Ruhe und dem wilden Aufruhr bildend.

XXV.

In Polen forschen die Burschen am Vorabend der heiligen Katharina, und die Mädchen am Vorabend des Festes des heiligen Andreas in gewissen Anzeichen nach ihrer zukünftigen ehelichen Bestimmung. Am Vorabend der heiligen Katharina setzen die Burschen ein junges Weichselreis in einen Blumentopf, und warten dessen sehr sorgfältig. Wenn es vor Weihnacht oder doch vor dem Neujahr Reime treibt, so nehmen sie es für ein günstiges Zeichen, und glauben eine gute Partie zu machen. Ein großes Gewicht legt man auf Träume, und da ist dann das weibliche Köpfchen gar sinnreich in den Anstalten, die ihr den Zweck erreichen helfen sollen. So legt zum Beispiel das Mädchen den Tag über Blätter, worauf die Namen der ihr bekannten oder unbekannten Werber geschrieben stehen, unter das Kopfkissen, und dessen Hausfrau glaubt sie zu werden, dessen Namen jenes Blättchen enthält, das Jemand am künftigen Morgen herauszieht. Dabei muß das Mädchen strenge Fasten halten, und vor dem Schlafengehen an diesem Tage die Worte sprechen:

Bettlein, auf dich leg' ich mich,
Heil'ger Gott, ich bitte Dich,

Laß den Allerliebsten meinen
Mir im Traum erscheinen.

Die Bauernjungen, die auf ähnliche Weise dabei vorgehen, pflegen, um sicherer von jenem Mädchen, das sie zur Braut wünschen, zu träumen, einen Stein oder einen Ziegel mit einem Kleidungsstücke desselben zu umwinden, und unter das Kopfstücken zu legen. Manchmal genügt schon ein Schuh der Horden.

In Poblachien unter den Ruthenen herrscht ein anderer Brauch. Will ein Mädchen, daß ihr künftiger Gatte zuverlässig im Traume ihr erscheine, so betet sie am Vorabend des heiligen Andreasfestes neun Vaterunser stehend, neune kniend, neune sitzend; dann setzt sie Leinsamen in einen mit Erde gefüllten Blumentopf, und singt dabei:

Heiliger Andreas,
Ich säe Leinen auf dich aus;
Mach, daß mein Aug' im Traum erschaut
Den Mann, der mich heimführt als Braut.

Bei allen Nationalitäten haben geherrscht und herrschen noch immer allerhand Wahngebräuche, und werden wohl nie aufhören, da das Erkenntnißvermögen der Wahrheit in jeder Beziehung bei den meisten stets ein schwaches verbleibt, indeß, wenn

solche Wahngelilde dem Wohle der Menschheit keinen Nachtheil bringen, sind solche dergestalt nicht unliefsam, und man kann schon deshalb über ihr Bestehen ein Auge zudrücken, da solche den Einsichtsvolleren nur ein Lächeln abgewinnen.

XXVI.

Die Völkerschaft der Basken in Spanien, die sich Euskaldunac (ein Volk, das eine geschickte Hand hat) nennt, und in grader Linie von Noah herzustammen glaubt, daher auch ihre Sprache für die des Adams und der Eva hält, und solche auch bis auf den heutigen Tag rein bewahrt hat, ist für Ausländer fast gar nicht zu erlernen. Sie hat über vier Milliarden ein-, zwei- und dreisilbige Wörter, verwandelt Haupt-, Für- und Beiwörter in Zeitwörter, und diese wieder in Haupt- und Beiwörter. Ein Zeitwort unserer Sprache kann auf 26 verschiedene Weisen ins Baskische übersetzt werden, ferner giebt es verschiedene Conjugationen, je nachdem man zu einem Kinde, zu einer Frau, zu einem Gleichgestellten oder zu einem Obern spricht. Wie dem aber auch sei, die Sprache der Basken ist jedenfalls allen andern überlegen an Reichthum und Beugungsfähigkeit und dem Menschen

so natürlich, wie das Bellen dem Hunde, und dem Dachsen das Brüllen. Die kindlichen Laute: papa, titi, mama, caca, die sich bei so vielen Völkern wiederfinden, sind das reinste basische, und bedeuten: Essen, Brust, Saugen und Unreinlichkeit.

Das Verhältniß der Basken zu der spanischen Regierung gestaltet sich unter vielen Privilegien (Fueros), und ist zum Theil ein republikanisches, so, daß sich in den eigenen Angelegenheiten jedes Dorf, jede Stadt selbst regieret, und nur in einer Versammlung von Landesdeputirten sich vereint der spanischen Regierung anschließt, und das Wohl des eigenthümlichen Gebietes und Volkes betreibt. Man trifft bei den Basken, bei welchen in allen Fällen eine Gleichheit der Rechte bestehet und nur ein materieller Unterschied, da sie Alle sich als Adelige betrachten, weder große Armuth noch übermäßigen Reichtum, und ein allgemeiner Wohlstand der hauptsächlich auf Landbau gegründet war, und auch theilweise dem Seehandel verdankt wurde, scheint jederzeit in diesem Lande geherrscht zu haben, mithin eine wahre behagliche irdische Existenz, die leider den meisten großen Völkerschaften im Allgemeinen noch nicht beschieden ist, da sie solche sich gegenseitig selbst durch wahnsinnige Kriege vernichteten.

Der Stamm der Basken zeigt eine ausnehmend schöne Körperbildung, und wie gemeiniglich bei andern Nationen, sind die Frauen der Basken von noch ausgezeichneterer Schönheit. Auch der sittliche und geistige Charakter des Volkes entspricht seiner äußern Erscheinung. Eine ausgesuchte Keuschheit verräth die Selbstachtung, von der es durchdrungen ist, und das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe zu ihrem Lande, sind die höchsten Triebfedern ihres Thuns. Sie sind ausgezeichnete Arbeiter, eben so geschickt als fleißig, haben einen lebhaften und durchdringenden Geist, und neigen sich deshalb zum Scherze, selbst zur Spottlust. Auch das Gefühl für die Dichtkunst ist bei ihnen entwickelt, und in Liebesverhältnissen, wenn man sich betrogen sieht, werden Lieder verfaßt, und auf der Straße gesungen, um eine Untreue durch die Straßensungen zu publiciren.

Den Namen Gottes bezeichnen die Basken mit den Buchstaben J. A. D. Ja o, und behaupten, das sei der einzig wahre Name Gottes, wie er in den ältesten Zeiten den Patriarchen offenbart, von den jüdischen Leviten und celtischen Priestern jedoch verstümmelt worden.

XXVII.

Auf der Insel Ceylon im indischen Meere, welche den Engländern gehört, spielen unter den Einwohnern (Cingalesen) Zauber und Amulette eine wichtige Rolle, und besonders interessant ist der Glaube an die Haifischzauberer, der bei den Perlenfischern von Ceylon vorherrschte. Kein Geldanerbieten, wie groß es sei, keine Lockung, wie stark sie sein mag, kann die Taucher bewegen, sich in das Meer hinabzulassen, wenn nicht zwei Haifischzauberer anwesend sind, welche, wie man glaubt, durch ihren Zauber und ihren gewaltigen Spruch die Ungeheuer der Tiefe abhalten, Unheil anzuwenden. Einer dieser Betrüger tritt in das Kootsenboot, und bleibt am Steuer stehen, und so wie ein Mann sich in das Meer herabläßt, murmelt er eine bestimmte Zauberformel. Der andere Haifischzauberer bleibt am Ufer, wo er sich nackt in ein Hüttenzimmer einschließt, bis das Boot mit den Tauchern zurückgekehrt ist.

Ein großer eherner, mit Wasser angefüllter Napf wird aufgestellt, worin zwei silberne Fische gesetzt werden, und man behauptet, im Augenblick, wo ein Hai in der Nähe der Taucher erscheine, beunruhigten diese das Wasser, und wenn ein

Unfall eintrete, beiße ein Fisch den andern; wenn der Zauberer solche Anzeichen bemerke, binde er sogleich den Hai durch einen mächtigen Zauber, und zwingt so das Thier, von dem Taucher abzulassen.

Diese Haifischzauberer halten während der Perlenfischerei eine reiche Erndte, da die Eingeborenen glauben, wenn sie solche nicht freigiebig belohnen, so würden sie durch ihre mächtigen Zauberformeln die Haifische antreiben, Unheil zu stiften, statt ruhig zu bleiben, bis die Perlenfischerei vorbei ist. Der Umstand, daß selten Unfälle vorkommen, kommt den Zauberherren zu statten, und sie ziehen aus demselben ihre natürlich nur auf eine Finanzspeculation gerichtete angebliche Zauberkraft. — Auch Europa hat derlei Zauberherren, welche zwar nicht die Fische, aber die Menschen bezaubern, daß sie ihnen ihre Geldbeutel öffnen, und sie reichlich für verschiedene Wahngelbde, die als Wahrheit verkündet werden, belohnen und besonders in politischer Hinsicht sich wirksam erweisen. *Mundus vult decipi, ergo decipiatur.* Die Geschichte der Menschheit hat diesen Satz mehr als hinreichend vollkommen wahr erwiesen.

XXVIII.

Die Juden geben sich überall mit dem Kleinhandel ab, und der ärmere Theil besonders mit alten Kleidern, zu welchem Geschäfte sie in London bloß ein Kapital von ein Pfund Sterling (10 fl.) benötigen. Mit diesem Kapital geht er des Morgens aus, aber ohne Frühstück eher, als daß er ein entlehntes Kapital früher angreift, ehe er damit einen Verdienst erzielt hat. Jeder hat sein Quartier, seine Straßen, ohne je auf das Gebiet seiner Handelsgenossen überzugreifen.

In London giebt es zwei Börsen für die alten Kleider, die eine heißt die Isaaksbörse, und die andere Simonsbörse. Hier werden die Kleider von ganz London Nachmittags verhandelt, der Handel bringt aber heut zu Tage nicht mehr so viel ein, als vor 40 Jahren. Der Wochenverdienst steigt selten höher als ein Pfund Sterling, jährlich stellt sich indeß doch der Gewinn an alten Kleidern in London auf etwa 50.000 Pfd. Sterling.

Die jüdischen Kleinhändler sind nicht sehr fromm, sie gehen selten in die Synagogen, und bringen den Sonntag meistens mit Kartenspiel in ihrer Wohnung zu. Am Sabbath essen sie stets frische Fische zum Frühstück und Mittagessen, und ein

Jude würde eher sein Hemd verkaufen, als an diesem Tage keine Fische essen. Die verheiratheten Juden benehmen sich in ihren Familien fast sämmtlich sehr gut, sie sind liebevolle Väter, und würden eher selbst hungern, als ihre Familie Noth leiden lassen. Der Hauptzug ihres Charakters bleibt Liebe zum Gelde. Die jüdischen Kinder sind im Allgemeinen gute, ihren Eltern sehr ergebene Söhne, welche alles, was sie gewinnen, gewissenhaft in das Vaterhaus bringen, und verkaufen in der Jugendzeit meist auf den Straßen Drangen und Citronen, versehen aber nicht, besonders bei den Mägden nach alten Kleidern und Stiefeln zu fragen, und wenn sie selbst nicht genug Geld haben, so suchen sie einen Handelsjuden auf, zeigen ihm den Kauf an, und wenn er ihn vortheilhaft findet, theilen sie sich in den Gewinn. In dieser Schule lernen die jungen Juden die Waaren und Geschäfte kennen, und ihre Auffassungsgabe ist so rasch, daß sie in einigen Monaten genug wissen, um auf eigene Rechnung zu handeln.

Es ist fast ohne Beispiel, daß man einen jüdischen Kleiderhändler betrunken gesehen, dagegen lieben sie das Theater leidenschaftlich, eben so das Kartenspiel und treiben es theils zu Hause, theils

in den Kneipen. Ihre Lieblingsspiele sind Domino und das Emporwerfen von Münzen, wo es darauf ankommt, ob Wappen oder Schrift niederfällt. Wenn sie dabei betrügen können, so geschieht es namentlich mit falschen Stücken, die man *Grays* nennt, welche Wappen oder Schrift auf beiden Seiten haben. Die Zahl der Kleiderhändler in London beträgt 800 bis 1000.

Seitdem die Juden aus Palästina sich in allen Enden der Erde zerstreut haben, treiben sie überall Handelsgeschäfte im Großen und im Kleinen, und viele gelangen zum Reichthum, und in unserer Zeit stehen in dieser Hinsicht die *Rothschilts*, als die reichsten, an der Spitze der Geldmacht. Schwere Arbeiten haben die Juden von jeher gescheut, und wenn sie Fabriken besitzen, so arbeiten für sie christliche Gewerbskundige und Maschinen. Auch den Ackerbau lieben sie nicht, und die Nothwendigkeit wird manche in der neuesten Zeit dazu bewegen, solchen zu betreiben, besonders jetzt, wo in vielen Staaten die Bauern so gut freie Leute geworden sind, wie die Bürger der Städte, aber sie werden doch meistens christliche Diener in Sold nehmen, und diesen die schwersten Arbeiten überlassen, wenn sie nicht, wie in Rußland, gezwungen werden, selbst

mit ihren Religionsgenossen allein Ackerbaufolonien zu begründen.

XXIX.

Bei den Slawen in Istrien hat sich noch ihr origineller Charakter in einer ansprechenden Reinheit erhalten. Ihre Gesittung und Lebensweise erinnert an die Unverdorbenheit und kindliche Einfalt des patriarchalischen Zeitalters, oder jenes der ersten christlichen Gemeinden, sie sind zwar nicht, was man sagt, intelligente, aber gute Menschen. Sie bekennen sich fast insgesammt zur katholischen Kirche und beobachten alle ihre Vorschriften. Der Gottesdienst wird in ihrer Volkssprache abgehalten, und somit findet auch das Wort Gottes in ihren Herzen mehr Eingang, als bei den wälschen Nachbarn, welche Gebete und Kirchenlieder herunterleiern, ohne etwas davon zu verstehen.

Am meisten äußert sich ihr frommer Glaube bei der Feier des Frohnleichnamsfestes. An diesem Tage eilt die ganze Gemeinde früh Morgens mit Blumen und Kräutersträußen herbei, und legt solche in einer langen Doppelreihe von den Stufen des Altars bis vor die Thüre auf dem Wege nieder, worüber der Priester mit der Monstranz einher-

schritt. Die von seinen Füßen getretenen oder berührten Sträuße und Kränze gelten dann für geweiht, und werden, wenn sie verdorrt sind, zur Einräucherung bei Krankheiten oder zur Abwendung eines drohenden Gewitters gebraucht. Sobald nämlich hagelschwangere Wolken am Horizonte herausziehen, stellt man Glutpfannen vor die Thüre, und legt die geweihten Kräuter darauf, während im Innern der Stube die ganze Familie auf den Knien liegt, und im brünstigen Gebete den Schutz des Himmels anflehet. Dabei gibt man Acht, ob der Rauch grade gegen das Firmament hinauf steigt, denn dieß gilt für ein Zeichen der Erhörung.

Alle Slawen in Istrien, sowohl Männer als Weiber, tragen einen Rosenkranz in der Tasche, und beten mit demselben unterwegs auf allen Gängen und Reisen. Sie rechnen sich es zur Ehre, wenn ein Priester ihre Schwelle betritt, und sie würdiget, an ihrem Tische zu speisen. Selten lassen sie ihn fort, ohne ihn mit einer Gabe zu beehren. Seine Worte hören sie mit gläubiger Ehrfurcht, besonders aber finden sie Wohlgefallen an Schilderungen aus dem Leben der alten Patriarchen, denen sie in ihrer Lebensweise vielfach gleichen. Die Fasten halten sie so strenge, daß viele sich nicht bloß alle

Fleischspeisen, sondern selbst Milch und Eier für die ganze vierzig tägige Dauer derselben versagen.

Eine prunkende Kirchenfeier läßt in ihren schlichten Herzen einen so bleibenden Eindruck zurück, daß sie sich wochenlang davon unterhalten. Zu den Feiertagen wird das ganze Haus rein gesetzt und gescheuert. Am Weihnachtsabend läßt man einen großen Klob auf dem Herde glimmen, und wirft von jedem Gerichte einen Bissen darauf. Während der Mahlzeit liegt ein Laib Brod auf dem Tische, worin drei Kerzen stecken, die man zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit brennen läßt. Dieses Brod wird dann aufbewahrt, um es dem Vieh, wenn es krank ist, als Heilmittel einzugeben. Weihwasser darf in keinem Hause fehlen, sie besprengen damit am Feste der heiligen drei Könige ihre Wohnungen und Felder. Kurz, die Religion ist mit ihrem Denk- und Gefühlvermögen so innig verwachsen, daß sie oft unbedeutenden oder gleichgültigen Dingen und Handlungen eine religiöse Bedeutsamkeit beilegen. — Sie leben einfach, bescheiden und daher zufrieden. Andere Slawenstämme stürmen hingegen öfter in den Wirren der andern Erdbewohner.

XXX.

Die *Leperos* in *Mexico* sind Lastträger, Handlanger und dergleichen Arbeiter der niedrigsten Gattung, wie die *Lazaroni* in *Neapel*, aber ihr Charakter ist noch seltsamer und furchtbar. Sie sind ächte Proletarier und Alltagsmenschen; zugleich tapfer und furchtsam, gelassen und heftig, fanatisch und ungläubig, nicht mehr an Gott glaubend, als um sich vor dem Teufel gehörig zu fürchten, immerwährende Spieler, streitsüchtig über die Massen, diebisch von Instinkt, von einer Mäßigkeit, die nur ihrer Unmäßigkeit gleich kommt, wissen die *Leperos* ihre Trägheit, wie ihre Laune jeglichem Geschick anzupassen. Bald Lastträger, Maurer, Straßenpflasterer u.; überall ist der *Lepero* zu finden. Er übt überall sein Vieblingsgewerbe aus, in den Kirchen, bei Prozessionen, im Schauspielhause, und zwar stets zur Bedrängniß der Anwesenden; auch ist sein Leben nur ein fortwährendes Handgemenge mit der Justiz, die selbst nicht immer von seinen Diebereien verschont bleibt. Verschwenderisch im Reichthum ist der *Lepero* nicht minder ergeben in der Armuth. Hat er des Morgens ungefähr so viel verdient, um für den Tag auszureichen, so hört er sogleich mit seiner Arbeit auf. Oft mangelt

ihm sogar auch dieser dürftige Unterhalt. Dann legt er sich ruhig und unbesorgt vor Dieben in seine zerrissene Decke gewickelt, in die Ecke eines Trottoirs oder auf einer Thürschwelle nieder. Hier auf seiner Mandoline klimpernd, betrachtet er mit stolzer Herrlichkeit die Schenke, deren Credit ihm unbekannt ist, und horcht zerstreut nach dem Geprassel des nahen Bratofens, gürtet sich fester, frühstückt einen Sonnenstrahl, raucht statt des Abendessens eine Cigarre, und schläft ein, ohne an einen Morgen zu denken.

Derlei Menschengattung ist in allen großen Städten, und ihre Arbeitsarten sind ebenfalls in ihrer Geringfügigkeit dennoch so nothwendig, wie die gewerblichen und künstlichen, aber ihre Lebensart ist eine dem menschlichen reinen Verstande widerstrebende. Sie vereinigt sich in Thätigkeit, Müßiggang und Piederlichkeit, und Mangel an Einsicht, wie man mit Hinsicht auf das Alter vernünftig leben soll, um nicht in Elend und Noth aus Mangel an Arbeitskraft zu verfallen, und keine Ersparnisse besitzend, das Alter mit diesen gemächlich zu fristen. Gar viele verfallen den Strafinstituten oder dem Bettelstande, und ihr Leben ist ein freudig verfehltes. Auch sind sie meist dabei, wo Aufstände und Re-

volutionen ausbrechen, um nur für den Augenblick einen elenden Gewinn zu erzielen, uneinsichtig von den Folgen und den Ursachen, bloß von der Aussicht auf sinnliche Genüsse angespornt, diese zu erhaschen. Meist ist Mangel an Belehrung in der Jugend Schuld an solchem Mißverhältniß, und oft auch die zu große Nachsicht der Staatsverwaltung, welche nicht den Verbrechen vorzubeugen weiß.

XXXI.

In England haben sich in der Provinz Wales und besonders in dem gebirgigen Norden derselben die Abstammlinge der ersten Bewohner, brittischer Nation, etwa 400.000 an der Zahl, noch als ein unvermischter Rest erhalten, dagegen ist aber in dem südlichen Theil das Volk bereits halb englisch. Die Waleser waren in den beiden letzten Jahrhunderten ziemlich unbekannt, sie kümmerten sich nicht um England, und dieses nicht um sie, allmählich siedelte sich jedoch das Englische an. In neuerer Zeit, wo überall sich die Nationalitäten wieder erfrischen, andererseits aber auch die geistig stärken von selbst eindringlicher werden, sind auch in Nordwales Sprache und Sitten der Vorvordern sorgsam wieder cultivirt worden. Indessen lernt

der Gebildete doch immer mehr englisch, und nimmt bei dem besten Willen, gut national zu bleiben, mit der englischen Sprache auch Englands Geist und Sitten an, wie es auch in Hinsicht der Slawen in den österreichischen Staaten der Fall ist, wo auch der gebildetere Theil sich der deutschen Sprache und deutscher Sitten zu seinem eigenen Vortheile hingeben muß.

Die Waleser sind herzlich, gastfrei, zutraulich und höflich. Mit einem feinen Anstand grüßen sie, indem sie die Hand zum Hut erheben, und nicht die alberne europäische Sitte haben, den Hut abzunehmen. Gegen die Engländer, die unter ihnen ein Gewerbe anfangen, verhalten sie sich meist eine Zeit lang verschlossen. Sie sind durchweg ehrlich und besonders religiös, lernen gerne lesen, und lieben theologische Streitfragen. Überall findet man die Bibel. Verbrechen sind etwas Seltenes, sie haben noch zu viel natürliche Güte und Anmuth, und sind daher schon aus Armuth ehrlich. Ihre Sprache ist, wie alle Ursprachen, voll unendlicher Biegung und grandios im Ausdrücke. Hat man das Ohr an die Gaumen- und Nasentöne etwas gewöhnt, so klingt die Sprache der Waleser manchmal sogar lieblich, jedenfalls nicht viel schlechter,

als das schnarrende, zischende Englisch. Die öffentlichen Zusammenkünfte werden mit Reden, Musik und vielem Essen und Trinken gefeiert. Familienleben herrscht bedeutsam vor, alle sind mit einander verwandt und verschwägert, und wissen das genau aufzuzählen. Es ist ein sparsames, arbeitssames, haushalterisches Volk, das seine Freude hat am Lieben, am Zusammensein und Herumstreiten. Zu Pferde jagen die Männer wild einher, die Mädchen sind nicht besonders schön, aber sie haben glänzende Augen, und ein natürliches, anmuthiges Betragen.

XXXII.

Der Wallfischfänger Fischermann befand sich 1849 in dem japanischen Meere, die Wellen waren stürmisch, das Meer wogte stark und die Nacht war finster. Plötzlich entdeckten die wachhaltenden Matrosen, etwa einen Kanonenschuß weit entfernt, etwas, das einer ungeheuern funkensprühenden Woge gleich, die mit einem ungewöhnlichen Gebraus auf das Schiff sich zuwälzte und es zu umringen drohte. Man glaubte anfangs, es seien die Schiffelein der chinesischen und japanischen Seeräuber und machte Lärm. Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck und sah

nun ein furchtbares, großartiges Schauspiel. So weit das Auge reichen konnte, schien das Meer in Flammen zu stehen; zuweilen erhob sich daraus mit einem unbeschreiblichen Geräusch, ein blendender Streif vielfarbiger Feuer, der beim Niederfallen eine oder mehrere, ebenso bunte als glänzende Farben erzeugte.

Beim Anblick einer so unerwarteten Gefahr wußten Kapitän und Mannschaft nicht, was sie unternehmen sollten; sie glaubten jetzt nicht mehr an Seeräuber, vermutheten aber, es sei dieß irgend ein vulkanischer Auswurf, und fürchteten in einen jener schrecklichen Unfälle hineingerissen zu werden, welche bei den noch nicht gänzlichen erloschenen feuerspeienden Bergen im japanischen Meere nicht selten sind. Inzwischen näherte sich die flammende Woge, und war kaum noch eine Kabeltaulänge von dem Schiffe entfernt, als eine neue Woge erschien, noch heller, noch glänzender als die vergangene, und auf das Schiff fiel, das sie buchstäblich in Flammen füllte. Offiziere, Matrosen, alles ist betäubt, geblendet, als aber der erste Schreck vorüber war, sah die Mannschaft, mit welchem Feind sie es zu thun hatte: das Berdeck war mit schimmernden Fischen bedeckt.

Diese Fische sind noch von keinem Naturforscher beschrieben worden, und haben eine Aehnlichkeit mit unsern Sumpffröschen, nur statt der vordern Pfoten haben sie breite Schwimmslossen, nach Art der Fledermausflügel. Der Körper endiget in einen Schwanz, oder richtiger gesagt, in einen Fächer, der sich nach der Willkür des Fisches öffnet und schließt, und das Geräusch hervorbringt. Mit Hilfe der Schwimmslossen und des fächerartigen Schweifes erheben sich die Fische zu einer bedeutenden Höhe und können eine gewisse Strecke weit fliegen; ihr Körper ist graugelblich, mit unregelmäßig gezogenen grünen und orangefarbenen Streifen, und mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, welche das ungewöhnlich helle Licht ausstrahlt. Die Matrosen, welche die Fische ohne alle Vorsicht packten, fühlten eine ziemlich starke Hitze. Eine große Anzahl dieser Fische wurde in Glaskisten gesperrt, wo sie aber nach einigen Tagen abstanden, ihr phosphorisches Licht wurde jedoch nicht schwächer, sondern schien sich noch im Gegentheil zu verstärken, oder wenigstens so schimmernd zu bleiben, wie am ersten Tage. Mehrere dieser Fische sind bereits im Museum zu Newyork und Paris.

XXXIII.

Bei den südlichen Nationalitäten Europas herrscht in ihren Tänzen eine feurige Leidenschaft vor, und ergreift sie in allen Bewegungen. Zu Sevilla in Andalusien (Spanien) erzählt ein Reisender, führte man mich zu einem Ballette, welches in dem Hofraume eines Hauses aufgeführt wurde, der voll Blumen geschmückt und mit Lampen tageshell erleuchtet war. Vier Tänzerinnen traten auf, in kurzen Röcken mit Goldflitter, seidenen Strümpfen, gelben Schuhen, und eine Granatenblüthe am Schläfe, von vier jungen Andalusen in seidenen Hosen geleitet, und führten den Tanz: die Cachucha auf; darauf entstand eine Stille, bis eine Tänzerin allein vortrat. Sie hieß Carinen, ein Mädchen von 16 Jahren, bleich, schwächlich und biegsam, mit einem strahlenden und schwachtenden Blick, in welchem sich Wehmuth und Leidenschaft stritten. Sie trug einen rothen Rock; ihre Arme, die noch etwas mager waren, aber gleichvoll grazios, erhoben sich langsam, und als sie die Castagnetten erklingen ließ, begann die Musik eine jener langsamen einfachen Melodien, deren naive Anmuth an die Urzeit vom Morgenlande erinnert. Carinen durfte ihre Stirne nun

mit goldenen Squinen behängen, ihre schmiegsame Gestalt in Flor hüllen, und sie war mit ihrer Haltung, ihren Augen, ihren weichen Schwingungen eine Basadere Indiens.

Die hübsche Tänzerin schien immer mehr zu erglühen vom Feuer des Gedichts, dessen wechselnde Stanzas sie aufführte. Ihr Blick beseelte sich, ihre Gestalt, die sich wölbte und wand, schmiegte sich immer weicher, ihre bleiche Wange röthete sich; bald schien sie mit bligenden Augen und halbgeöffneter Lippe durstig die Luft zu trinken, gleichsam als suche sie Jemand. Sie schien verflärt, elektrische Funken flogen aus ihren Pavaugen, und endlich wie besiegt und entwaffnet, ließ sie sich auf ein Knie nieder. Die Musik hörte auf, und Carinen erhob sich, ihre Finger schlossen sich, ihre Blicke erloschen, sie erbleichte wieder und setzte sich ganz ruhig und sitzsam neben ihrer Mutter und Schwester. Die Bachantin war verschwunden, und das Mädchen wieder nichts mehr, als eine arme Arbeiterin der Tabakfabrik.

Wenn man die leidenschaftlichen, feurigen Tänze der Mädchen in Sevilla sieht, so vermuthet man eine Unmoralität in ihrer Lebensweise, aber

dem ist nicht so; sie widerstehen allen Lockungen, und werden ehrbare Frauen.

XXXIV.

Die Ruinen des alten Ur-Kasdim — heut zu Tage Cherkas genannt, wo die in der Bibel erzählten Ereignisse aus dem Leben Abrahams sich zugetragen, nehmen einen sehr großen Raum ein, und bieten ein außerordentliches Interesse für die Alterthumforscher. Nach den neuesten Ausgrabungen hat man daselbst eine große Anzahl sehr alter Särge gefunden, die nach der Form und den Dimensionen des menschlichen Körpers in Gyps gegossen, mit einem sehr glänzenden Firniß überzogen, und mit einer großen Anzahl Figuren in erhabener Arbeit verziert waren, und die sich oberhalb vermittelst eines ovalen, ebenfalls verzierten Deckels öffnen lassen. Ein Krug von mittlerer Größe war an jedem Sarge durch eine Kette befestigt. Oft ist, nach Erzählung der Einheimischen, antiker Goldschmuck, Edelsteine und andere Ueberbleibsel einer unerdenklichen Zeit und Kunst gefunden worden. Die Ziegeln sind mit keilsförmiger Schrift bedeckt, und auf Bruchstücken von Pyramiden findet man lange Inschriften. — Die Kultur

der vorzeitlich vor uns bestandenen Völker ist uns nur theilweise aus ihren Werken bekannt, und von den Vorsündfluthigen wissen wir gar nicht vieles oder nur sehr wenig. — Wie lang ist wohl die Erde bevölkert, welche Phasen der Kultur hat sie bereits durchgemacht?

XXXV.

In der Mongolei (chinesische Tartarei) werden bei den Festen den Gästen zum Mahle dargereicht: Thee mit Milch, Brödchen in Butter gebacken, Käse, Rosinen und Brustbeeren, dann kommt ein großer Hammel in vier Stücken auf den Tisch. Das Familienoberhaupt schneidet zuerst den Schwanz ab, theilt ihn in zwei Stücke, welche er den vornehmsten Gästen überreicht, da der Schwanz für den köstlichsten Theil gehalten wird, wo sodann die andern Tischgenossen über die Fleischmasse herfallen, und um die Wette jeder ein Stück davon abschneiden. Da bei diesem tartarischen Festschmaus weder Teller noch Gabel vorhanden sind, so legt ein Jeder sein erbeutetes Stück auf die Knie, zerreißt es ohne Umstände mit den Händen, und wischt das Fett, welches nach

allen Richtungen über das Kleid fließt, von Zeit zu Zeit ab.

Nach diesem homerischen Mahl tritt ein Jüngling mit einer Geige vor, welcher nach einem Vorspiel mit kräftiger, wohlklingender Stimme, einen Gesang vorträgt, den er hin und wieder unterbricht, und voll Seele und Feuer Erzählungen einzumischen, welche das Interesse der Zuhörer auf das höchste erregen, und das lebendige Geberdenspiel des Sängers in Spannung erhalten. Wenn ein christlicher Missionär, der um der großen Sicherheit wegen, in dem Gewande und unter dem Charakter eines mongolischen Priesters (Lamas) reist, so einem Feste beigewohnt, so glaubt er sich auf den antiken Schauplatz der Ilias oder Odyssee versetzt. — Im Jahre 1849 ist den christlichen Missionärs das Missionsgeschäft frei erlaubt worden und sie hoffen viel Bekehrungen zur christlichen Religion zu erzielen.

XXXVI.

In allen Städten der Mongolei, wo nur Chinesen wohnen, sieht man bei den Gasthäusern über der Thüre eine dreieckige Fahne, und wenn man in das Gastzimmer tritt, sieht man zahlreiche

kleine Tische mit Ordnung und Symmetrie in einem geräumigen Saal vertheilt; man nimmt Platz, und alsbald setzt ein Kellner die Theekanne vor den Gast. Hierauf kommt der Aufseher des Tisches, gewöhnlich ein Mann von artigem Benehmen und ausgerüstet mit einer großen Geläufigkeit der Zunge, und so wie man die Schüsseln bezeichnet, die man haben will, zeigt er sie dem „Regenten des Topfes“ (Koch) singend an. Man wird mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit bedient, ehe aber das Mahl beginnt, erfordert es die Sitte und Höflichkeit, daß man aufstehet, und in der Runde alle anwesenden Gäste einladet. „Kommt, kommt, alle miteinander,“ ruft man ihnen zu, indem man zugleich mit der Hand ihnen zuwinkt, „kommt, und trinkt ein kleines Glas Wein und eßt ein wenig Reis.“ — „Danke, danke,“ erwiedert die Versammlung, „kommt vielmehr an unsern Tisch, wir laden Euch ein.“ Nach dieser Ceremonie hat man, dem Localausdruck zu Folge, seine Ehre kund gethan, und kann als Mann von Welt speisen. — So wie man aufstehet, um fortzugehen, erscheint der Aufseher des Tisches, und während man den Saal durchschreitet, singt er die ganze Speisefarte herunter, und spricht endlich mit lauter verständ-

licher Stimme die Zahlungssumme aus. Man hält am Zahlbrett und zählt.

Wie in unsern großen Städten kommen in die Gasthäuser auch die Leute des Ortes, welche keine Haushaltung haben, so wie die Reisenden, welche nicht in ihrem Einkehrhause speisen wollen. Die chinesischen Hotels gleichen übrigens sehr den europäischen, nur haben sie gesuchtere Titel; z. B. „Gasthof der drei Vollkommenheiten, der ewigen Billigkeit, Herberge der Gerechtigkeit oder der fünf Glückseligkeiten“ u. s. w.

In der Mongolei, wie in Tibet, hat Jedermann eine Schale, von der er sich niemals trennt; die modischeren Leute verschließen sie in einem Beutel, den sie an den Gürtel hängen; die ungenirteren stecken sie einfach in ihr Kleid. Die Ursache dieses Gebrauchs liegt darin, daß man allenthalben jeden Augenblick Thee angeboten erhält, und daß man nie aus der Schale eines Andern trinkt. Dies unentbehrliche Geräthe ist mehr oder minder kostbar aus Holz, von zierlicher Form, und mit etwas Firniß angestrichen. Es gibt solcher Schalen, die 500, ja 1000 Franken werth sind; die letztern sind aus den Wurzeln gewisser seltener Bäume, die auf den Bergen von Tibet wachsen,

und es ist schwer bei dem ersten Anblick die kostbarsten von den einfachsten zu unterscheiden. Dem Luxus fröhnen alle gebildeten Völker, und er ist für die Gewerbe, Künste und den Handel ein erspriesslicher Ernährer.

XXXVII.

Die Zambacurca ist der einzige Tanz in Peru (Südamerika), den das Volk in Peru kennt. Das Orchester zu demselben bestehet aus der Guitarre und einer eingeschlagenen Schachtel zwischen den Füßen des zweiten Musikers, welcher mit der Faust den Takt zu dieser improvisirten Pause schlägt. Auf diesen lärmenden und unwiderstehlichen Anruf tritt alsbald ein mehr oder minder schwarzer Tänzer in den Kreis, den die Zuschauer bereits gebildet, den Poncho nachlässig um die Schulter geschlungen, die Dame mit Artigkeit auswählend, mit der er zu tanzen wünscht. Da ist gewöhnlich ein hübsches Mädchen mit schwarzen, glühenden Augen, schlanker, biegsamer Taille, weißen Zähnen und langen Haaren, die in zwei Zöpfen auf ihre Schultern herunterfielen.

Aufrecht einander gegenüber, die Linke stolz in die Hüfte gestemmt, warten sie, daß die Musik

ihnen das Signal zum Tanze giebt. Bei den ersten Klängen der Guitarre, bei den ersten freischendenden Tönen der Musiker beginnen beide, den Körper leicht geneigt, und in der rechten Hand zierlich die Tücher schwingend, den Tanz. Anfangs sind es langsame, noch nicht sehr belebte Schritte, wobei der Tänzer mit scheuer, bittender Miene seine Tänzerin zu verfolgen scheint, die ihn verächtlich anschauet und wie eine Sylphide fliehet, indem sie sich um ihn herumdrehet. Dieser verfolgt sie, ohne sich abschrecken zu lassen, in allen Windungen, die der Tanz ihm vorschreibt; bei jeder neuen Bewegung steht er ihr gegenüber, und nähert sich ihr immer mehr. Das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in abgestoßenen raschen Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Fuße zu folgen. Das Orchester selbst, als nehme es Theil an dem Kampfe, belebt sich zu raschern Accorden, nach einem lebhafteren, wilderen Rhythmus. Mit glühenden Augen und die Stirne mit Schweißperlen bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem unbedeutenden monotonen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustoßen. Die

Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und schließen sich dem Spiele an. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen — umsonst — ihr Tänzer erwartet und drängt sie — erschöpft, keuchend, weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, läßt unter dem wilden Beifallsgeschrei das Tuch fallen, und verkündet so ihre Niederlage und den Sieg des Tänzers. —

In den gebildeteren Gesellschaften der Städtebewohner ist dieser Tanz durch den Anstand ermäßigt, und eine Art schöner, leichter Pantomime, welche die Anmuth des Körpers und die Biegsamkeit der Bewegungen im vollen Maße zeigt. — Es ist zu verwundern, daß die tanzlustigen Europäer diesen Tanz noch nicht aufgenommen haben!

XXXVIII.

Die tartarisch-chinesischen Gasthäuser sind nicht sehr anlockend, und ihre Bauart ist sehr einfach. Mitten in einer ungeheueren Umzäunung, die durch lange, mit Reißig umslochtene Stangen gebildet wird, findet sich ein von Erde aufgeführtes Haus, das höchstens zwei Klafter hoch ist. Ein ungeheurer Saal dient zugleich als Küche, Speise-

und Schlafzimmer. Das wichtigste, wo nicht einzige Meubel desselben, das fast den ganzen Raum ausfüllt, ist ein ungeheurerer Rang oder Ofen, auf welchem die Reisenden mit unterschlagenen Beinen sitzend Platz nehmen, und der zugleich drei ungeheuerer Kessel erhitzt, die stets mit kochendem Wasser zum Thee angefüllt sind. Auf dem Rang wird nicht nur gegessen und geschlafen, man raucht, trinkt und spielt auch darauf. Diese Gasthäuser, die einem Anfangs nicht behagen, werden jedoch bald vermist, wenn man in der halbwüsten Tartarei fortreiset, und man findet solche in der That nur an den Grenzen Chinas; so wie man etwas weiter in das Land der Kräuter eingedrungen ist, sieht der Reisende sich auf seine eigene Hilfsquellen angewiesen, und muß sich für Tage, selbst für Wochen in den fern von einander durch die Chinesen angelegten militärischen Posten versorgen, die durch den betriebsamen Geist des Volkes allenthalben zu Märkten und an mehreren Stellen zu wahren Städten heranwachsen. In diesen findet man nicht bloß das rohe Gasthaus mit dem widerlichen Rang, man kann ganz in europäischer Art nach der Karte speisen. In dieser Beziehung

wenigstens hat die chinesische Civilisation von der unsrigen nichts voraus.

Auf der Erde ist für die Menschheit noch Platz auf Jahrtausende, ohne eine Uebervölkerung befürchten zu müssen, und, wenn der Fall eintreten sollte, so wird die Vorsehung schon für die Mittel und Wege gesorgt haben, das Gleichgewicht herzustellen. Aber an den Menschen liegt es selbst, daß sie sich nicht auf ihrem Wohnsitz friedlich vertragen, die schönsten Länder verwüsten und sich wahnsinnig todt schlagen. Das Erkenntnißvermögen über den wahren Weg durch das Erdenleben ist bei den allermeisten noch gar zu schwach, und daher taumeln sie in den Irrgärten fantastischer, unheilbringender Täuschungen, und zerstören selbst das mögliche irdische Paradies.

XXXIX.

Die Maulthiertreiber in Peru (Südamerika) sind sehr geschickt in deren Behandlung. Sie treiben 5 bis 600 auf den Markt, sitzen auf diesen Thieren auf dem Marktplatz unbeweglich auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Lasso (Wurffstrick) in der andern Hand, und erwarten so die Käufer, gewöhnlich um den Preis zwischen

30 und 60 Piafter. Jetzt muß man aber die Erkauften aus dieser Menge langohriger, ganz junger, eigensinniger Thiere, von denen noch nie Eins je den Zügel gefühlt hat, herausholen. Auf ein Zeichen des Capataz (Anführers) nimmt einer der Gauchos (Treiber) seinen Lasso, und reitet, indem er über den Kopf ihn schwingt, im scharfen Trabe um die halb erschreckte Truppe her. Die Maulthiere laufen auch bald in der Runde herum, und drängen sich immer enger gegen einander; das, welches der Käufer gewählt hat, verschwindet bald, aber der Gaucho hat es nicht aus dem Gesicht verloren. Sein Lasso schwirrt in einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten und faßt unfehlbar das bezeichnete Thier bei der Kehle. Vergebens sucht sich dasselbe loszumachen, und diese Bemühung zieht den laufenden Knoten nur noch fester; es fällt dann manchmal und wälzt sich vor Wuth und Schmerz auf dem Boden. — Umsonst — der Athem fehlt ihm, seine Kräfte schwinden, es ist besiegt.

Der Gaucho, ruhig wie ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan hat, steigt ab, nähert sich langsam dem bezwungenen Thiere, ohne aber den Lasso loszulassen, und wirft

ihm schnell seinen Poncho (Mantel) über die Augen. Hierauf beginnt eine andere, noch lebendigere Szene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es galoppiren zu lassen, damit man seinen Gang kennen lerne, und um 4 Realen, eine sehr mäßige Summe, setzt sich derselbe der Gefahr aus, den Hals zu brechen. Während das Maulthier noch am Boden liegt, legt er ihm einen starken Zügel in das Maul; eine Art Tragsessel, der kaum mit einem alten zerissenen Leder bedeckt ist, mit zwei Stricken, die durch ein Stück Holz laufen, als Steigbügel, wird auf den Rücken des Thieres geworfen, und der Gurt sehr fest gezogen. In dem Augenblick, wo das Thier von dem Paso befreiet, und noch halb betäubt ist, schwingt sich ihm der Gaucho auf den Rücken, und drückt es zwischen seinen mit ungeheueren Spornen ausgerüsteten Füßen zusammen.

Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick inne, gleichsam erstaunt über die neue Last, die es auf seinen Schultern fühlt, über den Zaum, der ihm zum erstenmal das Maul zusammenpreßt, dann faßt es sich, rennt in kurzen, abgestoßenen Sätzen davon, springt rechts und links, steigt in die Höhe, aber der Reiter bleibt mitten unter diesen

furchtbaren Sägen ruhig und unerschütterlich auf seinem Sattel sitzen. Fängt endlich das Maulthier ermattet und erschöpft an, sich unter den siegreichen Anstrengungen des Reiters zu beruhigen, dann stößt ihm dieser erst die Sporen in die Seiten, treibt es nun seinerseits an, daß es schäumend durch die Ebene rennt, und nachdem es eine Zeit herumgelaufen, in Galopp in seinen Ausgangspunkt zurückläuft. Endlich hält er an, wirft dem erschöpften Thiere abermals den Poncho über die Augen, schlingt ihm einen Strick um den Hals, und führt es dem Käufer zu.

XL.

In Algerien, wo die Döfen und Kühe weiden, begleitet sie stets ein Vogel, eine Reiherart „Berany“ genannt, bei den Arabern Tir-el-Ghames (Vogel des Ghames) und bei den Franzosen Garde boeuf (Döfenhüter).

Dieser schöne Vogel hat seinen französischen Namen nicht umsonst, denn er begleitet das Rindvieh Schritt für Schritt, läuft ihnen unter dem Maul und unter den Füßen hinweg, und setzt sich ihm manchmal auf den Rücken. Der Döse läßt sich dieß gerne geschehen, da sein unzertrennlicher

Begleiter ihm die Bremsen und Mücken wegfängt, und wenn der Vogel wegsieht, so scheint er ihm verdrüsslich nachzusehen. Das blendende Weiß dieser Vögel macht einen schönen Effekt auf dem dunklen Grün des schilfbewachsenen Sumpfes, wo man sie schon auf eine Stunde weit bemerkt. — Alle Geschöpfe auf der Erde sind einander meistens nützlich, mit Ausnahme, wo es darauf ankommt, sich gegenseitig zur Nahrung zu dienen, und in diesem Punkte übertrifft der Mensch alle in seiner Genußsucht, denn er ist Alles, was seinen Hunger befriediget, aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und bedient sich seiner Macht durch Waffengewalt, allen Widerstand der Thierwelt zu besiegen, und sie seiner Eßlust zu opfern.

XLI.

Durch das Vordringen der sich immer mehr und mehr anwachsenden Bevölkerung in dem Goldlande Californien (Nordamerika), wohin man auf einem beschwerlichen Wege durch das halbwüste Oregongebirge gelangt, wenn man nicht zur See sich dahin begibt, hat man mehrere Thierarten gefunden, die bisher den Naturforschern noch unbekannt waren. Das schrecklichste Thier, zum Ei-

becksengeschlecht gehörig und Subigu genannt, lebt in Höhlen und ist durch seine Behendigkeit und Wildheit der Schrecken der Gegend, wo es hauset. Er greift alles an, und verfolgt seine Beute mit unglaublicher Schnelligkeit, bis er sie mit den Krallen fassen kann, und sei es ein Mensch oder Thier, mit Schnelligkeit getödtet und zerknethen wird. Ein wahres Glück, daß dieses Thier nicht schwimmen kann, daher man sich in einem Flusse oder Sumpfe vor demselben retten kann.

Ein anderes Scheusal ist der Ururau, der in den mit Röhricht bewachsenen Morästen haust. Er erreicht die Größe von 18 bis 22 Fuß, und ist von einem scheußlichen Ansehen. Sein Rachen ist furchtbar, sein Schuppenpanzer, der sich in der Mitte des Leibes zu einem ungeheueren breiten Schilde ausdehnt, ist besonders in der Mitte des Rückens undurchdringlich, und seine Stärke außerordentlich. Da das Thier wegen seiner enormen Körpermasse sehr unbeholfen und schwerfällig ist, so muß es sich darauf beschränken, seine Beute im Hinterhalt zu erlauern. Das Gebiß dieses Thieres ist von solcher Schärfe, daß es das Krokodill, den Kaiman mit deren fast eisernen Panzern wie eine Rußschale durchbeißt und dann, wie man zu sagen

pflegt, mit Haut und Haar verzehrt. Es lebendig zu fangen, ist nicht möglich, denn seine ungeheuerere Kraft übersteigt alle Begriffe. Man hat es gesehen, wie der Ururau, ein starkes Pferd in seinem Rachen, und weit empor über den Spiegel des Flusses haltend, ohne alle Beschwerde eine weite Strecke geschwommen ist. Am Ufer angekommen, hat er seine Beute in kurzer Zeit verschlungen, denn dieses Thier besitzt eine schreckliche Gefräßigkeit. — Die Colonisten in den Thälern des Dregongebietes werden mit den dort hausenden wilden Thieren viele Kämpfe zu bestehen haben, ehe sie solche ausgerotten werden. Doch der Mensch ist der Herr aller Thiere, und seinen Waffen müssen alle unterliegen.

XLII.

Am Eingange des Golfs von Californien befindet sich die Stadt Mazatlan, welche seit 1830 von einem elenden Fischerdorfe zu einer kleinen, blühenden Stadt von 10.000 Einwohnern angewachsen ist. Die Einwohner haben sich zierliche und lustige Häuser gebaut mit flachen Dächern, von denen man die angenehmste Aussicht auf das Meer und die Umgegend hat. Die Straßen sind alle breit, mit Trottoirs belegt, und ziemlich gut

gepflastert und beleuchtet; schöne Läden, Kaffeehäuser u. s. w. fehlen nicht, kurz Mazatlan ist bereits eine kleine moderne Stadt; die Sittlichkeit ihrer Einwohner wird jedoch nicht gerühmt, denn sie sind nicht religiös, und haben nur eine Kirche. Die Frauen sind einfach, aber munter; ihr größtes Vergnügen bestehet darin, von Abend bis zum Morgen ihre Nationaltänze zu tanzen. Die Männer dagegen sind ein Ausbund von Faulheit, Bagabunden, voll Unwissenheit, aber nicht boshast und ziemlich ruhigen Charakters, denn ihre Faulheit ist so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, in Zorn zu gerathen und Lärm zu machen. Es sind sehr viele Peperos, die weder Haus noch Hof haben, und ihr Leben mit Spielen zubringen, wenn sie nicht stehlen. Diejenigen, welche auf Kosten ihrer Nächsten leben, begehen Diebstähle mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit. Sie nähren sich von einer Handvoll Bohnen, trinken Wasser, schlafen unter freiem Himmel, ersetzen oder flicken ihre Kleider nie, so abgetragen oder wie sie auch aussehen mögen, und diese Lazaroni Mittelamerikas könnten ein ganzes ehrsamcs Leben führen, wenn sie nicht von der Leidenschaft des Spiels besessen wären. Aber zum Spiel braucht man durch-

aus Geld, und wenn man nicht arbeiten will, um sich solches zu verschaffen, so bleibt nichts übrig, als zu stehlen. Das sind immer überall die Folgen des Mangels an Erziehung in Schule und Haus, woran meist die Staatsverwalter die Schuld tragen, welche da nicht thätig eingreifen, wo das Wohl der Menschheit allein erzielt werden kann. Wo ein geistiges Erkenntnißvermögen des Wahren und Guten fehlt, da mangelt auch jede Cultur und Civilisation.

XLIII.

Die Jakuten, ein Volksstamm von beiläufig 150.000 Seelen, der in Sibirien sich befindet, ist von den Russen zwar zum Christenthume bekehrt worden, übet aber noch immer verschiedene Gebräuche ihres vorigen Heidenthumes aus; haben noch keine Kirchen und die russischen Geistlichen wandern bloß unter ihnen herum und vollziehen die gottesdienstlichen Gebräuche. Sie taufen, trauen und -segnen die Todten ein. Ihr Hauptfest feiern sie im Frühling; wenn Alles im schönsten Schmucke stehet, kündigt irgend ein reicher Jakute an, daß bei ihm das Frühlingsfest statt finden werde. Am bestimmten Tage ziehen Männer und Weiber ihre besten Kleider an, setzen

sich zu Pferde und reiten um drei oder vier Uhr Nachmittags dahin. Das Fest beginnt Morgens mit einem Hausgottesdienst. In der Jurte wird ein Teppich aus Pferdehaut ausgebreitet, auf welchen sich die Ehrengäste und der Hauswirth setzen. Zwei oder drei junge Männer von erprobter Ehrlichkeit und guter Aufführung, welche im Laufe des letzten Monates bei keinem Sterbenden sich befunden haben, werden zu Priestern gewählt. Ihnen gibt man eine mächtige hölzerne Schale mit Kumis (ein Getränk) in die Hand und stellt sie vor das erloschene Feuer mit dem Gesicht gegen Osten. Nachdem sie eine Zeitlang bewegungslos und im tiefsten Schweigen gestanden, beginnt jeder dreimal etwas Kumis auf die Asche zu schütten. Dies ist das erste Opfer für die oberste Gottheit; dann wenden sie sich zur Rechten und gießen dreimal etwas aus für seine Frau, dann rücken sie weiter und weiter, stellen sich mit dem Gesichte gegen Norden und gießen auch etwas für die abgeschiedenen Geister, für die Schatten der verstorbenen Schamanen (Gözenpriester). Indem sie sich gegen Westen wenden, opfern sie den 27 Zaubergewalten (mystarswo.) Die letzte Ausübung findet für die alte Inachsyt statt, eine

böse Frau, welche den Kühen beim Gebähren Schmerzen verursacht. Auf diese Weise umgehen sie den Aschenhaufen, wie der Mond die Erde, indem sie stets zur Seite weichen. Dann tritt einer der Sitzenden vor und liest laut ein Gebet, in welchem er Gott für das gewährte Gute dankt und ihn bittet, sie in der kommenden Zeit seines Schutzes nicht zu berauben. Ist das Gebet geendigt, so nimmt er die Mütze ab und ruft dreimal *urui!* (gib oder segne!) Alle Anwesenden rufen das Wort dreimal aus. Der Erstere nimmt dann die Schale mit Rumis, trinkt selbst und gibt so den Andern. Nachdem nun alle Gäste und auch die Frauen an dem Getränke Theil genommen, beginnt bei den Männern der Wettkampf, bei den Frauen der Tanz. Zwei Kämpfer in kurzem Unterkleid treten auf den Schauplatz mit Sekundanten, stellen sich einander gegenüber und suchen sich gegenseitig bei der Hand zu fassen und wenn sie einander hin und her gezerret haben, trennen sie sich.

Inzwischen vergnügen sich die Weiber mit dem Tanzen. Ihre Kleidung unterscheidet sie wenig von der der Männer, nur hängen unter der Mütze auf die Brust und den Rücken Riemen herab, die mit Silberplättchen bedeckt sind. Ihr

Tanz ist sehr einfach; sie geben sich die Hände, fassen solche an den Fingern und machen ganz ruhig in der Richtung des Sonnenlaufes drei Schritte. Dabei singen sie, was ihnen eben einfällt, aber ihr Gesang gleicht dem Lesen der Schüler, wenn sie ihr Pensum aussagen. Das Herumziehen dauert bis Sonnenuntergang. Die Gäste gehen auseinander und verabschieden sich weder von dem Hausherrn, noch von einander. — Auch die Russen in Sibirien feiern ein Frühlingsfest, aber mit vieler Lebendigkeit ihres Volkscharacters.

Wenn wir die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerabtheilungen auf der Erde in unsere Beobachtung ziehen, so finden wir bei allen etwas mehr oder minder Theatralisches, nach dem Grade ihrer höhern oder geringern Bildung, in den mannichfachsten Abstufungen und kommen zu dem Schluß, daß die Erde überhaupt das Haupttheater der Menschheit sei und diese die Schauspieler der jedesmaligen Gegenwart und in dieser Hinsicht auch sich die Szenen fast mit jedem Jahrhundert in manchen Stücken verändern und noch weit von einem Schlußakte für die Gesamtheit entfernt sind und für jeden Einzelnen der Tod den Vorhang fällt. Comödie wird aber immer

gespielt, leider aber gestaltet sich das menschliche Theaterreiben nur zu oft zu einem Trauerspiele, und der Krieg und die Revolutionen liefern den brüdermörderischen Stoff dazu. Wann wird die Menschheit endlich zu der Erkenntniß des einzig Wahren und Guten kommen?

XLIV.

Die wilden Hunde sind im südlichsten Afrika in großer Anzahl vorhanden. Sie jagen in großen organisirten Schaaren von 50 — 60 nach den Antilopen im vollen Galopp und lösen sich in ihrem Laufe gegenseitig ab, indem die vordern Hunde, wenn sie sich ermüdet fühlen, zurückgehen und die andern vortreten und sie ablösen. Haben sie ihre Beute zum Stehen gebracht, so wird sie umringt, augenblicklich zu Boden gerissen und in wenigen Minuten zerstückt und verzehrt. Sie sind sehr muthig und kühn, scheuen den Menschen nicht sonderlich. Die Weibchen bringen ihre Jungen in großen Löchern in öden offenen Ebenen zur Welt; diese Löcher stehen unter dem Boden mit einander in Verbindung. Wenn eine Truppe wilder Hunde einen Menschen näher kommen sieht, so fliehen sie schnell davon.

Ihre Stimme lassen sie in drei verschiedenen Arten von Rufen hören; der eine ist ein scharfes zorniges Bellen, wenn sie plötzlich etwas sehen, dem sie nicht trauen; der zweite gleicht dem Geschnatter einer Anzahl Affen, ein Ton, den sie hauptsächlich in der Nacht von sich geben, wenn eine große Anzahl beisammen ist und sie durch einen besondern Umstand, z. B. durch das Bellen von Haushunden gereizt werden. Der dritte und gewöhnlichste Ruf ist sanft und melodisch, dennoch aber auf eine große Weite hörbar; sie lassen ihn erschallen, wenn mehrere Abtheilungen in Verfolgung von Antilopen sich zerstreut haben und wieder zusammengerufen werden sollen. Alle Haushunde, so groß und stark sie auch sein mögen, behandeln sie mit der entschiedensten Verachtung, warten ihren Angriff ab, fallen dann gemeinsam über sie her und reißen sie gewöhnlich in Stücke. Die Haushunde vergelten ihnen diesen Haß und haben selbst einen Abscheu vor ihrer Stimme, in so weiter Entfernung sie sich auch hören lassen mögen; ja, diese Stimme ist ihnen mehr zuwider, als die des Löwen, denn sie springen auf und bellen zornig stundenlang. — Der wilde Hund scheint das Verbindungsglied zwischen

dem Wolf und der Hyäne zu sein und die Landbesitzer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welcher Landesstrich den Engländern jetzt gehört, haben Mühe genug mit ihrer Ausrottung, besonders im Innern des Landes, wo solche sich noch sehr häufig befinden. Die zunehmende Colonisation wird ihrer aber nach und nach wohl Herr werden und solche größtentheils ausrotten.

XLV.

In China herrscht noch immer eine ungemaine Hochachtung für runde Bäuche, lange Nägel und kleine Füße. Die Letztern werden besonders bei den Mädchen von Jugend auf so eingezwängt, daß oft der kalte Brand entsteht und die Füße abgenommen werden müssen und man viele Unglückliche mit so verstümmelten Gliedmaßen sieht. Was nach den neuesten Berichten, da es den Christen in China jetzt erlaubt ist, die christliche Religion auszuüben, so findet das vierte Gebot: „Ehret Vater und Mutter,“ bei dem heidnischen Theile den besten Einklang, denn sie wenden ihre ganze thätige Kraft der Liebe auf die Angehörigen zu, die Verwandten, die Mitglieder ihrer Familie, eine Liebe, welche in der äußersten und unbe-

dingtesten Verehrung ihrer Eltern den höchsten Gipfel erreicht. Die väterliche Gewalt, so wie die Zuneigung und der Gehorsam der Kinder bis zur aufopferndsten Hingebung kennt keine Grenzen, selbst bis zum Tode nicht. Hievon finden sich durchgängig vom Reichsten bis zum Aermsten herab die rührendsten Beispiele. Zum Beispiele: Ein Bettler hatte es sich zum Gesetze gemacht, seiner alten Mutter täglich einen Groschen von seinem erbettelten Gelde abzugeben und wenn er nicht so viel erbettelte, als einen Groschen, so zog er lieber es vor, einen Tag lang zu hungern, als seiner Mutter diese kindliche Gabe zu entziehen. Was aber außerhalb seines Stammes und seiner Familie steht, was einen andern Namen trägt, oder gar einem andern Orte angehört, existirt für den Chinesen so gut wie gar nicht; das ganze Volk ist ihm fremd, er kennt es nicht und hat keinen Begriff davon, daß ihre Pflichten oder Ansprüche in irgend eine nähere Beziehung zu demselben bringen könnten. Die allgemeine Menschenliebe erfaßt weder seinen Geist noch sein Herz.

Bei der dichten Bevölkerung von China mit etwa 300 Millionen Seelen, wo sich Stadt an Stadt, Dorf an Dorf befinden und der kleinste Raum

mit Menschen überfüllt ist, tritt die Thierwelt fast gänzlich in den Hintergrund und alle Verrichtungen derselben, wie solche bei uns statt finden, werden in China von Menschen ausgeübt, welche im eigentlichen Sinne des Wortes Lastthiere sind. Der kleinste Fleck wird möglichst nutzbar gemacht, um den möglichst großen Ertrag des Bodens zu erzielen, daher gleicht auch das ganze Land einem Garten.

Diese Emsigkeit der ganzen Bevölkerung ist der Hauptcharakterzug der Chinesen, gepaart mit Schlaueit und Verschmittheit und einem scharfen praktischen Verstande in Richtung und Berechnung auf das unmittelbar Nützliche. Sie sind im eigentlichen Sinne ein Volk der Nützlichkeit mit allen guten und bösen Eigenschaften, die sich gegenseitig bedingen. Unter den letztern steht namentlich die schroffste Selbstsucht und der kälteste Egoismus hervor, welche beide bis zur unglaublichsten Härte und schreiendsten Unmenschlichkeit getrieben werden.

Der Chineser lebt für sich und arbeitet nur für sich; niemals erhebt er eine Hand, um den leidenden Menschen zur Hand zu stehen; mit der größten Gleichgiltigkeit kann er Hunderte am Hun-

gertode sterben sehen, ohne daß er selbst für Geld bewogen werden könnte, einen einzigen von dem Untergange zu erretten oder in sein Haus aufzunehmen. Er hält im Gegentheil eine solche Hilfe für gesetzwidrig und gefährlich und mißbilligt es im höchsten Grade, wenn ein Dritter sich dazu bewogen fühlen sollte. Eine natürliche Folge davon ist die wahrhaft fatalistische Resignation, womit sich auch der leidende Theil seinem Schicksale ergiebt, ohne Murren, ja selbst mit Lächeln geht er dem Tode entgegen, weil es eben das Schicksal so will.

Die Chinesen wissen leider nichts von dem christlichen Sage: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst“ und ihr Leben kann daher ohne Befolgung desselben nie ein wahrhaft freudiges sein. Da es jedoch jetzt in China erlaubt ist, die christliche Religion zu lehren, so werden sich wohl Viele zu derselben wenden, den Unterschied einsehend, der zwischen dieser und der bisherigen ihren, die Wohlfahrt der Menschheit zur Aufgabe hat.

LXVI.

Man nimmt an, daß die Menschen seit 6000 Jahren auf der Erde ihren Wohnsitz haben und

noch sind sie, wie uns die Geschichte lehrt, nicht zu der Erkenntniß gekommen, wie sie sich auf derselben vernünftig, naturgemäß und gegenseitig liebeich benehmen sollen. Noch immer befehlen und unterdrücken sie einander, theilen sich nicht allein in Herrn und Freidiener, sondern in rohe Beherrscher, Sklaven und Leibeigene und bis jetzt sogar noch in Staaten, deren Bewohner sich zum Christenthume bekennen und dem Gesetze Gottes, der gegenseitigen brüderlichen Menschenliebe auf das schändlichste Hohn sprechen und handeln. Wie erst bei nichtchristlichen Völkern?

In Aegypten, dem Lande, wo vor 3000 Jahren der König Pharao die Israeliten zu den härtesten Diensten zwang, an demselben rothen Meere, wo dieser Tyrann ertrank, lebt noch heut zu Tage ein armes, gedrücktes, elendes Volk, welches für seine Beherrscher gezwungen wird, nach deren Willkür um den kleinlichsten Lohn zu arbeiten. Es sind die Fellahs, einst eingewanderte Araber, die man später alles Grundeigenthumes beraubte und nur als Sklaven und Leibeigene behandelt. Was sie auf dem Felde erbauen, müssen sie ihren Herren zu den von ihnen bestimmten Preisen verkaufen und was sie brauchen, ebenso nach seiner

Angabe abkaufen. Und wenn sie nicht arbeiten wollen, so werden sie von bestellten Aufsehern mit der Peitsche zur Arbeit getrieben.

Die armen Leute haben nichts, als was ihnen ihr Gebieter, der Vicekönig von Aegypten und seine Günstlinge zuweisen und das ist wenig genug. In ihren elenden, schmutzigen Wohnungen, die das Nilwasser noch häufig wegschwemmt, ist die Pest ein regelmäßiger Gast; Hunger und Kummer blickt aus ihren Augen und die ganze Bevölkerung ist durch die lange Knechtschaft feig, faul, schwächlich und dumm geworden. Ihre höchstens zwei Ellen hohen Hütten aus von Lehm und Stroh zusammen geformten Ziegeln, sind gleich Vogelneestern und über alle Beschreibung ärmlich, unbequem und schmutzig. Ein Dattelsbaum bildet den Dachstuhl und darauf geworfene Palmzweige und Blätter mit Erde bedeckt, machen die Dachbedeckung aus.

Die Hütte hat kein Fenster, keinen Ofen, keinen Herd, keinen Tisch, keinen Stuhl. Mit unterschlagenen Beinen sitzt der Fellah auf einer Palmenmatte, die den aus Thon zusammengestampften Boden bedeckt, darauf schläft er mit seiner ganzen Familie, Hausthieren und Geflügel,

alles untereinander. Kleine Oeffnungen, die im Winter ganz verschlossen werden, vertreten die Stelle der Fenster und lassen ein klein wenig Luft in die Dunsthöhle hinein.

Das Brennmaterial wird von Frauen aus dem frischen Dünger von Kameelen, Pferden und Eseln in runde, dünne Platten geformt, dann außerhalb an die Wände der Hütte gefleht und von der Sonne getrocknet; damit kochen sie ihr Fleisch oder backen ihre Maiskuchen.

Zwischen den elenden Hütten der Fellahdörfer tummeln sich die nur mit Hemden bekleideten oder auch ganz nackten Kinder von dunkler Hautfarbe oder sitzen in wiegenartigen lehmnen Behältnissen und daneben sitzen oder wandern die schwächlichen Gestalten der Männer und Frauen herum, jede mit baumwollenen Hemden von meist dunkler Farbe bekleidet, die den Männern bis an die Knie, den Weibern bis an die Waden geht. Die Weiber verhüllen trotz der Hitze ihr Gesicht mit einem schmalen Stück schwarzen Zeuges, so daß nur die Augen frei bleiben. Die Männer tragen auf dem kahlgeschorenen Haupte einen Turban oder Fes und meistens keine Hose.

Bei der Unsauberkeit der Fellahs und den

abscheulichen Ausdünstungen sind Pest, Augenentzündungen und Fieber abwechselnd immer da. In den Wasserlöchern ist verdunstetes Wasser, die Kirchhöfe liegen mitten in den Dörfern und da man die Todten ohne Särge nur in eine nicht tiefe Grube legt und blos mit Steinflögen bedeckt, ehe man Erde darauf wirft, so kann es nicht anders kommen, als daß bei der großen Hitze in Aegypten und der Uberschwemmung des Nils die fürchterlichsten Krankheiten entstehen.

Armes, sehr gedrücktes Volk, wann wird die Stunde deiner Erlösung aus der mahomedanischen Barbarei schlagen? — Wann werden die Engländer sich Aegypten als des Durchgangspostens nach Ostindien aneignen und mit christlicher Liebe Freiheit und Gesezlichkeit und ein freudiges Leben herbeiführen?

XLVII.

Die Menschenrassen kreuzen sich wechselweise in ihren Verbindungen und es entstehen allerhand Mischlinge aus schwarz und weiß, braun, röthlich u. s. w.

Ein Reisender, der sich auf der westindischen Insel Trinidad, den Engländern gehörig, bei einer Hochzeit von einem Neger und einer Neger-

rin, beide in unsern Augen häßlich erscheinend, besand, erzählt Folgendes: Ich nahm ohne Umstände Platz an der Tafel zwischen einer der lieblichsten Töchter Englands und einem Quadronmädchen (der vierten Mischung aus der Abstammung von einem Weißen und einer Negerin), deren schwarze Augen von unvergleichlicher Schönheit funkelten und die bei den Negern bestehenden gekräuselten Wollenhaare in lange, seidenweiche Locken umgewandelt waren. Ihr Auge hatte einen feuchten Glanz und einen anziehenden Blick, ihre Farbe war schön, denn ein leichtes Braun schimmerte durch die klare Haut und ein helles Roth belebte ihre Wangen. Ihre prachtvolle Figur war in weißen, fast durchsichtigen Musselin gekleidet und ihr kleiner, feiner Kopf mit einem carmoisirten, rothen Seidentuch turbanmäßig umwunden, während eine Menge Geschmeide auf ihrer tadellosen Büste und den schön geformten Armen funkelte, welches ihr von ihrer Herrin zu der Hochzeitsfeier geliehen wurde.

Unterdessen hatten sämtliche Gäste an der Tafel Platz genommen, von welcher sehr schmackhafte Gerüche ausströmten. Hier gab es Pasteten von Landkrabben, Papageien gebraten wie Fasanen, Gürtelthiere in ihrem Panzer gabracken, der Paca,

ein hübsches, hasenähnliches Thier in einer pikanten Brühe schwimmend, gebratene junge Affen, Kapauen von gewaltiger Größe und das berühmte Peperpot, ein Gemenge aus den Ueberbleibseln der Speisen, deren Verwendung sparsamen Frauen außerdem viele Mühe macht. Champagner schäumte hie und da in den Gläsern, aber nur in denen der Europäer, denn die Erfrischungen der Afrikaner beschränken sich auf Rum, Cognac und ein aus Branntwein bestehendes Getränk, das man Madaira tauft.

Nach der Tafel kamen die Musikanten herbei und es wurde eifrig getanzt. Die farbigen Gentlemen blieben bis an den Morgen und sangen im Voraus:

„Wir bleiben bis zum Morgen hier,
Bis Tageslicht erscheint.“

Am Schluß der Glückwünsche der heimkehrenden Gäste geruhete die Neuvermählte den Schleier zu heben und man sah in ein dicklippiges Gesicht, das von den Anstrengungen des Tanzes fettglänzend triefte und eben keine Veranlassung gab, den Herrn Gemahl um sie zu beneiden, der übrigens ein Freineger, wie jetzt in allen englischen Besitzungen, war und ein ansehnliches Landgut eigenthümlich besaß.

LXVIII.

Ein großer Theil der Menschheit ist noch immer in den Ansichten der verschiedenen, höchst irrigen Lehren befangen, welche wir mit dem Namen des Heidenthums bezeichnen und glaubt sich Gott gefällig zu erweisen, wenn er seinen Körper martert, statt sich im Geiste seiner Allmacht, Weisheit und Güte zu nahen und dankerfüllt die Gaben der Erde gehörig zu würdigen. So noch auch in Ostindien in den verschiedenen Sekten, deren Fanatismus jede Menschlichkeit schändet.

Auf dem großen Markte zu Abschein, welche Stadt zugleich eine der besuchtesten Wallfahrtsorte ist, erzählt ein englischer Offizier, machte ich in dem Lager der Fanatiker während ihrer Bußstunden mehrere Besuche und war Zeuge mancher sonderbaren und schmerzlichen Szene; der traurigste Anblick aber war vor allen der der weiblichen Anbächtigen, die in voller Jugendblüthe, aller und jeder Kleidung entblößt und wie die Männer über und über mit Asche beschmieret waren. Ich bemerkte ein interessantes junges Mädchen der gosschianischen Sekte in diesem Zustande, welche die Sohle ihres kleinen Fußes am langsamen Feuer röstete. Ein sich sehr heilig dünkender, aber sehr

sündiger Mann von der Sekte der Byraji röstete seinen ganzen Leib mit dem Gesichte gegen die Sonne gekehrt, zwischen vier Feuern; auch sah ich einen begeisterten Goshianer mit den Fersen an einem Baumaste hängen, den Kopf abwärts und sich in dieser Stellung über einem, auf dem Boden angebrachten Feuer vorwärts und rückwärts schwingen, so daß dieses, so oft sein Kopf darüber hinkam, auf seiner Nase Bratfleisch machen mußte.

Ein Jammermensch der Ughori = Sekte hatte sich auf einem etwa 10 □ Fuß großen Eiland inmitten des Flusses niedergelassen. Seine Lieblings Speise war das Fleisch todtter Menschen. Sein Gesicht war das Abstoßendste, das sich denken läßt; es drückte Angst und Wildheit aus. Eine andere Sekte, der Dadu Punthis, zog meine Aufmerksamkeit auf sich durch die wunderlichen Stellungen bei ihren Andachtsübungen. Als ich eines Abends durch einen Obstgarten kam, sah ich zu meiner Ueberraschung etwa 20 Menschen in feierlichem Schweigen, ihre Köpfe ganz in Bettdecken eingehüllt, unbeweglich auf dem flachen Bauche liegen. Sodann erhoben sie sich auf alle Vier und blieben so mit ihren in freier Luft schwebenden Leibern wie schwächliche Heuschrecken. Mit diesen beiden

Stellungen wechselten sie mehrmals ab. Am folgenden Abend sah ich sie alle in zwei Reihen einander gegenüber sitzen und nach einer melancholischen, aber keineswegs unmelodischen Weise einen Psalm singend. Als der Gesang beendigt war, legte sich jeder von ihnen wieder auf den Bauch, wickelte seinen Kopf in die Bettdecke und überließ sich seinen festerlich sein sollenden Meditationen.

Muß man nicht staunen, daß die menschliche Natur eine so heillose Behandlung auch nur einen Tag ertragen kann? — Ja, die Erde ist das Narren- und Strafhaus der Menge wahnsinniger Menschen.

LXIX.

In Spanien sind noch immer die Stiergefechte eine Belustigung des Volkes, Hoch und Niedrig, und diese Thier- und Menschenquälerei eine hervorragende. Nachdem das Stiergefecht zur Einleitung kommt, sprengt ein Alguazil, ganz schwarz gekleidet, in seinem Mantel auf einem andalusischen Pferde in die Bahn zur Loge des Präsidenten, nimmt den Hut ab und fängt einen Schlüssel auf, welchen ihm der Präsident zuwirft. Dieser Schlüssel schließt den Stieren den Eingang der Kampfbahn auf, er grüßt auf's neue

und entfernt sich mit majestätischer Miene. — Nun aber treten die zweibeinigen Helden des Tages auf, die drei Matadores, gefolgt von einem Duzend Bandilleros, in seidenen Strümpfen, kurzen Beinkleidern mit gestickten Jacken und in grellfarbenem Mantel. Hinter ihm schreiten die Picadores einher, ausgestopft und wattirt bis zum Ungeheuerlichen. Diese sind mit langen Spießen bewaffnet und tragen Hüte mit breitem Rande. Wenn sie sich vor dem Präsidenten verneigt haben, stellen sie sich am Ende des Kampfsplatzes auf und bald herrscht die tiefste Stille unter der Menge der Zuschauer. Alle Blicke sind nun auf das Thor gerichtet, welches sich öffnen soll, es folgt eine Pause, ein Moment der Erwartung, dann stürzt plötzlich der ersehnte Stier auf den Schauplatz; ein Schrei erschüttert den Boden, oft aus 15.000 Kehlen.

Die sechs Stiere, welche aufzutreten haben, waren die Nacht zuvor in einem kleinen Hofraum nächst dem Amphitheater und ohne alle Nahrung den Tag über gewesen, um durch den Stachel des Hungers ihre natürliche Wildheit anzuspornen. So wie sie die Schwelle überschreiten, befestiget eine geschickte Hand mittelst einer Angel eine Band-

schleife an ihre Schultern. Der Stich einer Eisenspiße gibt den Thieren einen Vorgeschmack von dem tödlichen Kampfe, dem sie entgegen gehen. Sobald der erste in die Umzäunung gelangt ist, bleibt er in der Mitte stehen und wirft scheue Blicke um sich her, als ob das Gebrüll der Menge es einschüchtere. Dann beugt es den Kopf und stürzt sich auf einen Picador, der es mit vorgestreckter Lanze erwartet. Das muthige Thier nimmt die Wunde hin, ohne sie zu beachten, schiebt die Lanze bei Seite, als wäre sie ein Schilfrohr, und seine Hörner in die Weiche des Pferdes tauchend, verdoppelt es seine Stöße und zerarbeitet die Eingeweide seines Opfers in wilder Wuth. Einen Augenblick wird Pferd und Reiter in die Luft gehoben, dann stürzen sie schwer in den Sand.

Nun kommen ihm die Bandilleros zu Hilfe und stellen den Gefallenen auf die Füße, nachdem sie den Stier mit ihren rothen Tüchern gereizt und nach einer andern Seite hingelockt haben. Auch das arme Pferd erhebt sich, wenn es nicht in irgend einen edlen Theil gestoßen wurde; der Picador setzt sich abermals in den Sattel und führt es ganz schwankend zum neuen Kampfe. Während dieser Zeit hat der Stier mit blutgetränkter Stirne

einen neuen Stoß erhalten und einen andern Feind niedergeworfen. Die mörderischen Spiele dauern so lange fort, bis es dem Präsidenten gefällt, wahrzunehmen, daß eine hinlängliche Anzahl Pferde getödtet ist. Er gibt ein Zeichen, die Trompeten erschallen und einer der Bandelliros tritt mit dem Banderillas vor. Dieses sind hölzerne, drei Fuß lange Stäbe; an einem Ende flattern farbige Papierstreifen und ein Pfeil mit Widerhaken ist an dem andern befestiget. Es handelt sich darum, zwei dieser Wurfgeschosse nach rechts und links in die Schultern des Thieres zu schleudern. Jede neue Wunde reizt nun das Thier zu neuer aber vergeblicher Wuth und als man einen Trompetenschall hört, beginnt der letzte Auftritt des Trauerspiels.

Der Matador, welchem es obliegt, den Stier zu tödten, nähert sich dem Balkon des Präsidenten mit dem Degen in der Hand in scharlachrothem Mantel und bittet um Erlaubniß, sein Amt zu vollbringen. Wenn er diese erlangt hat, schleudert er seinen Hut mit halb komischer Entschlossenheit nach dem andern Ende des Kampfsplatzes, stellt seine Gehilsen auf, und befiehlt ihnen, den Stier an den Ort zu locken, wo er sterben soll.

Während einigen Sekunden halten sich die beiden Gegner unbeweglich einige Fuß von einander entfernt, der Mensch mit ruhiger Haltung, das Thier mit blutunterlaufenen Augen, welche wild in ihren Höhlen rollen. Endlich rafft der Stier sich auf, der Matador hält ihm seinen Scharlachmantel entgegen, an welchem der Stier seine Wuth in die leere Luft erschöpft.

Der ohnmächtige Grimm des Stieres wächst, plötzlich jedoch findet er sich in einer bedrohlichen Lage, der tödtliche Stahl schwirrt über seinem gebogenen Haupte und dringt dann bis an das Heft zwischen beide Schultern hinab. Das Thier stößt dumpfes Gebrüll aus; einen Augenblick später spritzt ein Blutstrahl aus dem Maule und den Rüstern, langsam sinkt es auf den Sand, während die breiten Weichen krampfhaft beben, das Leben flieht allmählich, und kriegerische Musik und ein donnernder Beifallsruf begrüßen den Sieger.

Ein Diener, mit einem Messer bewaffnet, schleicht sich alsdann zu dem Stiere, sticht ihm in die Kehle und endiget seinen Todeskampf. Vier Maulthiere, prächtig aufgezümt, und eines hinter dem andern gespannt, werden in die Bahn geführt. Man bindet den Stier an den Hörnern fest und

treibt die Maulthiere an; sie machen die Runde um den Kampfplatz, die schwere Leiche schleppend, welche eine Furche zieht und eine blutige Spur hinterläßt. Wenn sie dem Thore gegenüber gelangen, durch welches sie hinaus sollen, läßt man sie im Galopp laufen, und sie sind mit ihrer Last in einigen Minnten später verschwunden. —

Mit welchen Gefühlen sollen wir Christen diesen barbarischen Spielen der vorzeitlichen Heiden zusehen, wir, die wir uns rühmen, daß unsere Sitten, unsere Cultur eine rein menschlichere geworden.

